



Der Autor und weitere Mitwirkende:

Für eine Aktion symbolischer Sabotage kassierte Jörg Bergstedt die längste Haftstrafe der letzten Jahrzehnte für solche Delikte in Deutschland. Er schrieb Bücher mit brisanten Enthüllungen über die „fiesen Tricks von Polizei und Justiz“ und die „Seilschaften in der Gentechnik“. Trainer für direkte Aktionen und kreative Protestformen. Nachdenken, Ideen und Konzepte für herrschaftsfreie Gesellschaften, Hierarchieabbau im Alltag und selbstorganisiertes Leben. Strafverteidiger. Autor von über 30 Büchern. Investigativer Journalist. Jetzt zwei Romane im SeitenHieb-Verlag. Dieser hier. Und „Hinter den Laboren“, ein utopischer Kriminalroman um neue Techniken, deren Durchsetzung und einen Widerstand, der Firmen und Staatsmacht in die Verzweiflung treibt. Neuerdings auch als Filmemacher unterwegs.

An der Entwicklung der geschlechterrollenfreien Wortformen, Artikel und mehr wirkten mehrere Personen unterschiedlicher Geschlechtszuweisungen mit. Ebenso an Formulierungen, Sprachstilen und Korrekturen des Romans.

Layout: Hanna Poddig

Die Zeichnungen stammen von Hartmut Kiewert ([www.hartmutkiewert.de](http://www.hartmutkiewert.de)).

Erscheinungsjahr: 2015

# Suizidalien



# Stundenzeitung

Ihre Nachrichtenplattform im Äthemex

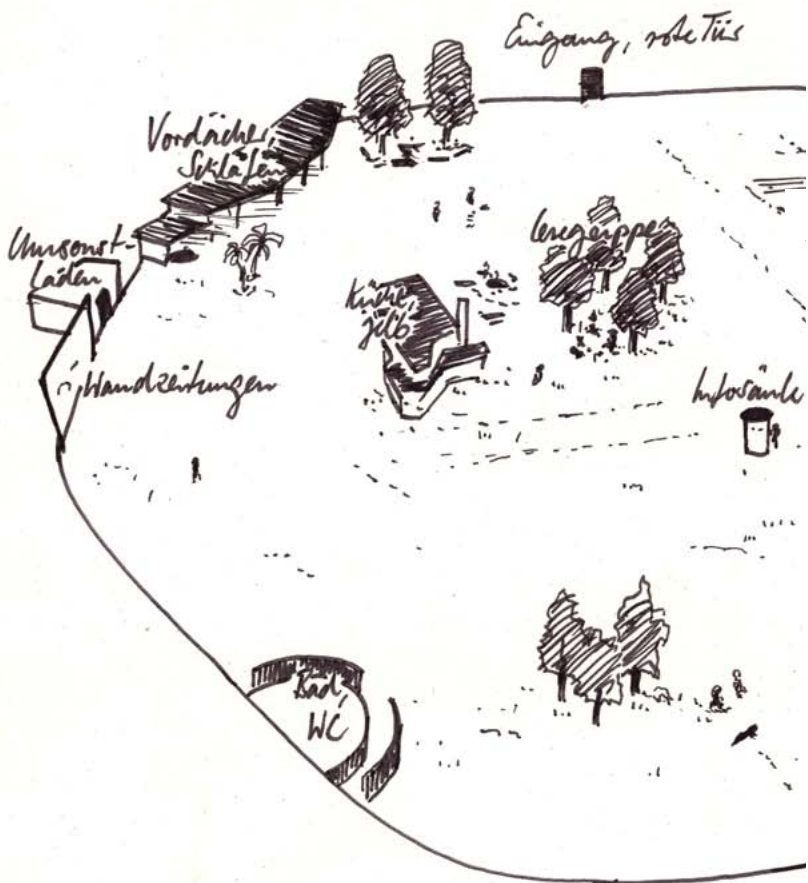
## Große Auswertung: Welche Artikel sind am häufigsten benutzt!

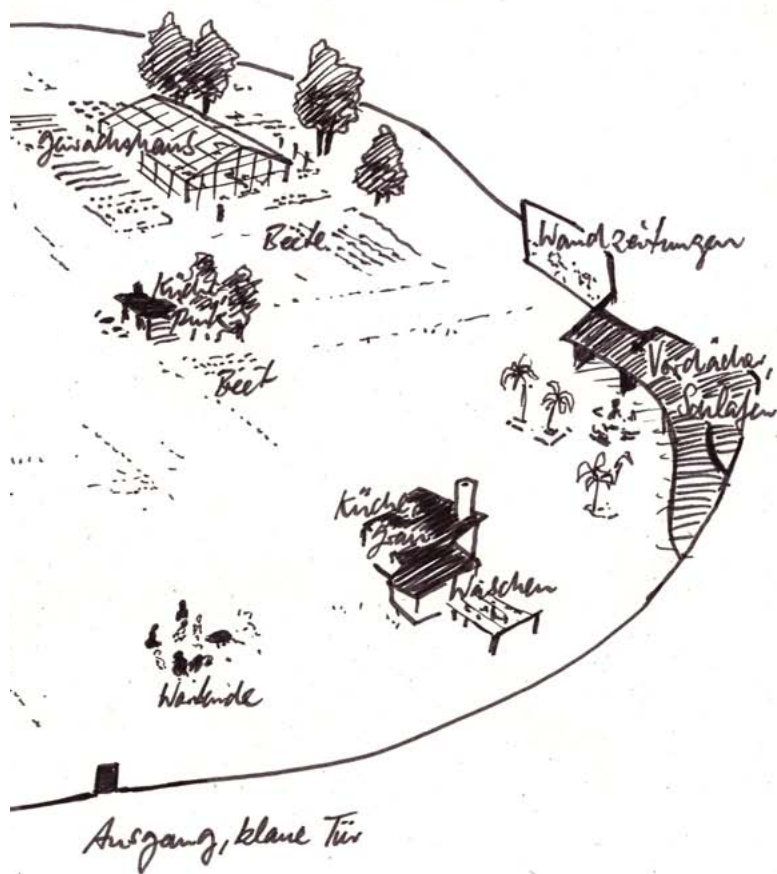
Das waren noch Zeiten, als mensch in fast jedem Wort, in Namen und kleinsten Beiwörtern erkennen konnte, ob eine Frau oder ein Mann spricht bzw. gemeint ist. Alle, die in dieses Schema nicht gepresst werden wollten oder passten, hatten einfach Pech. Seit vielen Jahren ist der Gebrauch solcher geschlechtsanzeigenden Worte rückläufig - in einigen Gegenden sogar ganz verschwunden. Doch eine einheitliche Sprachregelung hat sich bislang nicht durchgesetzt. Nun haben die Universitäten Zweibrücken und Oranienburg zusammen mit dem Netzwerk der Bürgi-Initiativen für geschlechterlose Sprache in einer eineinhalbjährigen Studie herausgefunden, welche geschlechtslosen Artikel und Pronomen am häufigsten sind.

## Hier das Ergebnis:

<b>bestimmter Artikel</b>			<b>Alleinstehende Wörter (ohne Substantiv)</b>
die Tomate der tomate der tomate die tomate	der Salat des salats dem salat den salat	dier mensch ders menschen derm menschen dien menschen	ein (auch eini) einers einem einern
die tomaten der tomaten den tomaten die tomaten	die salate der salate den salaten die salate	die menschen der menschee den menschen die menschen	jedi jedis jedim jedi
<b>unbestimmter Artikel</b>			
eine tomate einer tomate einer tomate eine tomate	ein salat eines salats einem salat einen salat	ein mensch (auch: eini) einers mensch einem mensch ein mensch	alle (ebenso: viele) aller allem allen
<b>jedeR</b>			
jede tomate jeder tomate jeder tomate jede tomate	jeder salat jedes salats jedem salat jeden salat	jedi mensch jedis mensch jedim mensch jedi mensch	er, sie, es, sier seine, ihre, seine, sieme ihm, ihr, ihm, ihrn ihn, sie, es, siehn
<b>Possesivpronomen vor f</b>			
ihre tomate ihrer tomate ihrer tomate ihre tomate	seine tomate seiner tomate seiner tomate seine tomate	sierne tomate sierner tomate sierner tomate sierne tomate	<b>Wörter, die neutral sind:</b>
ihre tomaten ihrer tomaten ihren tomaten ihre tomaten	seine tomaten seiner tomaten seinen tomaten seine tomaten	sierne tomaten sierner tomaten sieren tomaten sierne tomaten	Dier Mensch Dier Person Dier Bürgi Dier Gott
<b>Possesivpronomen vor m</b>			
ihr salat ihres salats ihrem salat ihren salat	sein salat seines salats seinem salat seinen salat	siern salat sieres salats siernem salat sieren salat	
ihre salate ihrer salate ihren salaten ihre salate	seine salate seiner salate seinen salaten seine salate	sierne salate sierner salate sieren salaten sierne salate	

# Geländeplan





## Mittwoch, 16.16 Uhr

Sie hatten eine große Uhr über die blaue Tür gehängt. Ein Sekundenzeiger drehte sich ruckartig über das in schwarz-weißen Farben gehaltene Ziffernblatt. ‚Welch nostalgisches Design!‘ dachte Irene, ‚wie in alten Filmen oder Ateliers im Stil früherer Jahrzehnte.‘ Hier aber stand die Uhr nicht als Symbol für das Vergangene, sondern für das Ende. Das Herz klopfte. Sie war schon drei Tage hier, die übliche Zeit also. Morgen würde sie durch die Tür gehen und nie mehr wiederkommen. Das wusste sie schon lange. Trotzdem schlug ihr Herz, als der Zeitpunkt näher rückte. Ihre Hände zitterten. ‚Warum verliere ich meine Ruhe?‘ Hatte sie sich nicht fast zwei Jahre vorbereitet auf den Moment, der nun immer näher kam? So nahe, dass sie ihn fast greifen konnte in ihrer Vorstellung? Zwei Jahre rang sie nach neuer Lebenslust, drei Monate schlug sie sich dann mit der Idee herum, auf diesen Platz zu kommen. Sie diskutierte, fasste Entschlüsse und verwarf sie. Am Ende war sie sich sicher, das Richtige zu tun. So überraschte sie es selbst, nach dieser langen und harten Phase des Zweifels und drei wundervollen Tagen auf dem Platz, ihren Herzschlag zu spüren. Schweiß trat ihr auf die Stirn. Sie schüttelte den Kopf – als wolle sie die Zweifel abwerfen. Es schien ihr albern, nun in Panik zu verfallen wegen eines Tages, den sie mehr oder weniger leben könnte. Doch ihr Versuch, die Aufregung mit rationalen Erwägungen zu unterdrücken, misslang. Also machte sie sich auf die Suche nach dieser zusätzlichen Zeit.

Vor der blauen Tür, die als Ausgang diente, fanden sich die Menschen ein, die demnächst an der Reihe waren. Sie saßen in lockeren Runden herum, fast immer mit Freundis, die sie auf dem Platz gefunden oder mit denen sie hierher gekommen waren. Für Außenstehende wäre solch ein Anlass kaum ein Grund zur Freude. Aber hier sangen die Menschen, manche tanzten, andere schmusteten oder meditierten. Jedi fand den eigenen Stil, einige saßen allein, wirkten meist aber ruhig und gefasst. Aus der Küchenecke in der Nähe stammten Getränke und Essen, das hier reichlich geschluckt wurde. In kleinen Mengen war denen, deren Nummern gleich aufgerufen würden, sogar der Konsum von



Alkohol, Marihuana oder anderen Drogen erlaubt. Manche brauchten solche Hilfen, um sich zu beruhigen, den letzten Mut zu fassen – und dann die blaue Tür zu durchschreiten.

Irene schaute auf dem Platz herum. Die Menschengruppe vor der Tür war die größte auf dem Platz. Sie beschloss, dorthin zu schlendern und all diejenigen zu fragen, die andere begleiteten. Sie könnten höhere Nummern als Irene haben – die Frage nach einem Tausch war also sinnvoll, wenn sie ihre Zeit noch etwas verlängern wollte. Gestern hatte Irene in einem Gespräch von der Möglichkeit gehört, die Nummernzettel zu tauschen. So konnten Menschen in freien Vereinbarungen ihre Zeit auf dem Platz verkürzen oder verlängern. Irene wollte einen Tag mehr. Sie stand



vor der Runde, schaute über die Köpfe hinweg zur freundlich blau gestrichenen Tür. Daneben leuchtete die Nummerntafel. Niemand schien sich um sie zu kümmern, obwohl sie jeden Moment die nächste Zahl anzeigen könnte und dann wieder jemand den Platz verlassen würde – ohne Wiederkehr. Doch hier vorne war das leise Klacken beim Weiterzählen gut zu hören. Niemand musste ständig auf die Tafel schauen.

Irene umkreiste die Ansammlung. Einige Menschen standen, zwei saßen eng umschlungen auf dem Boden, so dass Irene einen kleinen Bogen um sie machen musste. Vorne hatten drei Menschen Stühle neben ein Rollstuhlfahri gestellt und diskutierten angeregt mit ihm. Die Sonne stand tief, so dass sie immer wieder ihre Hand vor die Stirn hielten. Irene ging zu den Vieren. Zwei lehnten aneinander. ‚Vermutlich ein Paar‘, dachte Irene. Sie kannte das Bild aus alten Filmen. Wahrscheinlich hatten früher fast alle Menschen zu zweit gelebt. Die beiden schienen auch schon recht alt, stammten vielleicht selbst aus solchen Zeiten oder hingen der alten Idee heute noch an. Vielleicht hatten sie auch einen anderen Grund, sich an den Händen zu halten. Irene blieb stehen und schaute auf den Boden. Eini der beiden durchbrach ihr Zögern mit sanfter und freundlicher Stimme: „Hallo, willst du etwas von uns?“ Irene schaute auf. Die Stimme gehörte einem der beiden Personen, die sich an den Händen hielten. Beide schauten nun in ihre Richtung. Und lächelten. Irene freute sich. Ja, hier auf dem Platz herrschte eine gute Stimmung. Die Menschen achteten aufeinander. Den beiden fiel auf, dass sie sich ihnen genähert hatte, aber unentschlossen war, sich nicht traute. Jetzt konnte sie antworten. „Ja, danke, dass du mich ansprichst. Ich war etwas unsicher“, flüsterte Irene. Sie machte noch einen Schritt vorwärts und ging in die Hocke, um auf gleicher Augenhöhe mit den beiden zu sein. Die blaue Tür lag nun seitlich von ihr. Es schien ihr, als könnte sie ihre Nähe spüren – die Tür, die auch sie morgen früh verschlucken würde. „Ich wollte euch nicht stören.“ Doch die beiden wiegelten ab: „In ein, zwei Stunden ist das sowieso egal“. Irene lächelte. Das war die Antwort auf ihre Frage, die sie noch gar nicht gestellt hatte. „Ihr habt die nächsten beiden Nummern?“ „Ja.“ „Schade.“ Irene hatte keine Ahnung, was nun die richtigen

Worte sein könnten und schwieg. Wieder wurde ihr Nachdenken unterbrochen: „Aber schön, dass wir uns noch kennen gelernt haben. Dir alles Gute für deine noch verbleibende Zeit“, hauchte ihr die zweite Person entgegen. „Ja“, wusste sie zunächst nur zu sagen, um nach einer Pause hinzuzufügen: „Es ist alles so absurd hier“. Erschrocken über die eigenen Worte gegenüber bis eben wildfremden Menschen fügte sie dann zögernd hinzu: „Aber auch so schön – warum gerade hier?“ Diesmal hörte sie eine Antwort: „Vielleicht, weil es so absurd ist?“ Irene staunte schon wieder über den Dialog. Die Zeit hier auf dem Platz war voller Gespräche, die anders waren als da draußen. Dort, wo sie herkam, um nicht mehr zurückzukehren. Die Stimmung und die Gespräche hier machten sie froh. Ohne ihren Entschluss hätte sie das nie erlebt. Jetzt wollte sie es noch intensiver erleben und einen Tag länger bleiben. Darum war sie zur Runde wartender Menschen gegangen. „Unglaublich – die sind selbst jetzt, in den letzten Minuten und Stunden ihres Lebens, noch so offen und aufmerksam.“ Spontan griff sie nacheinander beide Menschen und küsste sie auf die Wange. Einen Moment schaute sie noch in die Viererrunde: „Tschüss.“ Sie stand auf und drehte sich von der Tür weg. Ein bisschen war sie irritiert über sich selbst. In ihrem Leben draußen zeigte sie eher Scheu, Menschen so nahe zu kommen. Es war irgendwie eine andere Welt.

Einen Meter vor Irene stand ein alter Mann, der sich mühevoll auf zwei Krücken stützte. Er hatte sein Gesicht in die Nachmittags-sonne gerichtet und die Augen geschlossen. Irene wartete ein paar Sekunden. Offenbar stand der Mann allein hier. „Darf ich stören?“, sprach ihn Irene vorsichtig an. Zunächst geschah nichts. Irene wollte schon ihre Frage wiederholen, als der Mann leise brummte und dann anfügte: „Gibt es noch was Wichtiges?“ Irene beobachtete die Gesichtszüge des Alten. Störte sie die letzte Ruhe im Leben? „Hast du eine der nächsten Nummern?“ „Ja.“ Pause, dann fügte er an: „Sonst würde ich mich woanders hinstellen.“ Pause. „Oder noch ein Buch lesen.“ „Natürlich.“ Wieder Schweigen. Der Mann drehte den Kopf zu Irene und öffnete kurz die Augen: „Ich kann kaum noch sehen, aber ich höre dich und mir kommt die Stimme bekannt vor.“ „Ja, wir haben schon einmal am

Lagerfeuer miteinander geredet. Kannst du dich noch erinnern? Über Architektur, typische Raumverteilungen in den Lebenshäusern heute und den Wohnungen früher ...“ „Ahhh, ja. Das war schon interessant.“ Dann lachte er und zwinkerte mit einem seiner kaputten Augen: „Aber wir bauen keines mehr zusammen, schätze ich.“ Irene grinste. „Warum fragst du mich nach meiner Nummer?“ „Ach, ich suche nach jemand, der eine höhere Nummer hat als ich, weil ...“ „Da kann ich dir nicht helfen.“ „Nee, verstanden. Aber ich wollte mal fragen.“ „Kein Problem. Vielleicht hast du bei anderen mehr Glück.“ Beide schwiegen.

Klack. Die Nummernanzeige zählte weiter. Der Mann schaute kurz auf die Tafel: „Wenn es dir wichtig ist, verlier keine Zeit bei der Suche. Ich stehe hier gern allein und genieße die Sonne ... sie scheint in meine letzte Stunde, wie freundlich von ihr.“ „Dann wünsche ich dir, dass du es genießen kannst.“ „Danke und lebe wohl.“

Irene machte ein paar Schritte rückwärts und schaute von der Seite wieder in die gesamte Runde. Aus der Vierergruppe, mit der sie eben noch gesprochen hatte, hatten sich die drei ohne Rollstuhl erhoben und umarmten sich. Irene spürte die Intensität des Abschieds – wie bei Menschen, die auf eine lange Reise gehen oder sich am Ende eines außergewöhnlichen Erlebnisses befinden. Eini bückte sich zum Rollstuhlfahri. Dann ging sie zur blauen Tür, die sich automatisch öffnete und sieh bereitwillig aufnahm.

Da war sie wieder, diese Müdigkeit, die sie seit dem Unfall vor zwei Jahren quälte. Nach wenigen Stunden musste sie Ruhepausen einlegen, oft eine Weile schlafen. Es war in den letzten Monaten immer schlimmer geworden und raubte ihr auch hier viel Zeit – wertvolle Zeit, wie Irene befand. Sie wollte aber ihre Fragerunde noch fortsetzen und schaute zu den anderen Menschen in der Runde. Vor ihren Augen wechselten Szenen der Verabschiedung mit letzten Aufwallungen spontaner Lebenslust. Viele führten die letzten Gespräche vor dem letzten Gang – dem durch die blaue Tür. Nur im Gesicht eines Menschen am Rande der Gruppe entdeckte Irene Tränen. Die anderen wirkten ruhig. Sie warteten hier, weil sie eine lange Zeit darüber nachgedacht und sich

schließlich dazu entschlossen hatten. Wie Irene selbst. Einigen stand, so schien es Irene, sogar ein Lächeln im Gesicht. Es war eine sehr intensive Atmosphäre – manchmal ein wenig melancholisch, aber nie bedrückend. Irene hatte in den vergangenen Tagen gerade an dieser Stelle oft sogar eine leichte Prise von erlösender Stimmung wahrgenommen – wie die Hoffnung vor dem nächsten Morgen nach einer schweren Nacht. Hier standen kaum junge, gesunde Körper. Viele zeigten deutlich die Spuren von Leiden oder Unfällen in der Vergangenheit draußen. Doch auf dem Platz überwogen weitere Töne. Selbst aus der Runde hier vor dem letzten Ausgang hörte Irene immer wieder fröhliche Lieder oder Scherze samt nachfolgendem Gelächter. Sie freute sich mit den Menschen, die dort saßen – und würde morgen selbst hier sitzen. Es war kein Zwang, aber eine Art Tradition, die letzten Stunden oder zumindest Minuten hier zu verbringen und noch einmal das Schöne am Leben zu genießen.

„Hallo“, sprach Irene nun eine Gruppe von Menschen an, nachdem sie wieder in die Runde hineingegangen war. Irene sah, dass sich ebenfalls zwei an den Händen hielten. So musste das früher in Schule und Kindergärten gewesen sein, kam in Irene das Bild aus alten Filmen mit Zweierreihen und Händchenhalten hoch. Mit dem Paar standen drei weitere Personen in dieser Gruppe. Eine war wie eine Frau gekleidet, die anderen beiden hinsichtlich ihres Geschlechts nicht erkennbar. Letzteres war Irene gewöhnt. Das biologische Geschlecht durch entsprechende Kleidung zu betonen, war schon vor längerem außer Mode gekommen. Erst recht galt das für Frisur und Schminke. Viele legten da zwar immer noch viel Wert drauf, aber typisch waren eher künstlerische Ausdrucksformen und weniger die veralteten Muster, nach denen das Geschlecht auffiel. Irene registrierte all das flüchtig, bevor sie fragte: „Will jemand von euch schneller drankommen? Ich würde gerne meinen Nummernzettel tauschen.“ „Huch, wie ...?“ Irene schaute in das Gesicht, in dem die Weiblichkeit herausgehoben war. Die Mimik signalisierte Unverständnis. „Ähm, ich will noch ein oder zwei Tage länger hier draußen sein. Habe ich jetzt Lust drauf bekommen.“ „Ah ... okay, aber: Nein, bedaure – ich find's hier gar nicht so schlecht auf dem Platz“, sagte die Frau. Die

Frage hatte Interesse geweckt: „Moment: Das geht? Ich kann einfach so mit anderen tauschen?“ Niemensch antwortete. „Dann könnte ja jedi, dier es hier gefällt, auch einfach mal einen schönen Tag dranzuhängen versuchen.“ „Ja, das wäre dann möglich. Aber warum sollte das nicht gehen?“ sagte Irene. Und jemensch anders: „Steht doch kein Name auf deinem Zettel. Das ließe sich doch sowieso nicht kontrollieren.“ „Hmmm, warum sollte es auch wichtig sein“, stimmte die fragende Person zu. „Aber ... naja, es muss dann immer auch jemensch geben, dier einen Tag abkürzen will“. „Das stimmt – und das macht es vielleicht unwahrscheinlich, dass ich Erfolg habe“, fügte Irene an: „Aber ... Fragen kostet ja nichts“. Die Frau lachte ihr zu: „Hier kostet doch sowieso nichts mehr was – sogar der Tod ist umsonst“. Lachen bei einigen Umstehenden, auch Irene musste schmunzeln. Alles war seltsam locker, unverkrampft. Warum nur konnte das draußen nicht so sein? Ein Thema, das Irene in den vergangenen Tagen auch schon einige Male mit Menschen hier auf dem Platz diskutiert hatte. „Aber zu deiner Frage: Nein“, begann eini der Gefragten jetzt wieder zu sprechen: „Ich will meine Zeit hier auch noch genießen, ist ja doch irgendwie schön so“. Die zwei, die sich an den Händen hielten, zeigten nur ihre Nummernzettel. Sie würden in wenigen Stunden durch die Tür gehen. Und auch dier Fünfte schüttelte mit dem Kopf: „Bedaure, ich bleibe auch noch ein bisschen. Aber ich wünsche dir viel Glück bei deiner Suche. Kannst ja mal hinterher erzählen, ob das geklappt hat. Vielleicht will ich das ja auch noch. Ich bin erst seit heute Morgen hier und hab noch eine ziemlich hohe Nummer. Das reicht für zwei, vielleicht auch drei Tage.“ Irene bedankte sich und wünschte der Gruppe, besonders den zweien, die auf ihr Ende warteten, alles Gute. Klang solch ein Wunsch seltsam angesichts der Lage, in der sich hier alle befanden? Wofür noch Glück wünschen? Für den letzten Gang? Für irgendeine Zeit danach, falls es die geben würde? Oder für die letzten Stunden hier auf dem Platz? ‚Ja, dafür‘, dachte Irene. ‚Es ist doch jede Stunde des Lebens Grund genug, sich Glück zu wünschen. Auch wenn hinterher alles egal sein würde.‘ Wovon Irene sogar überzeugt war.

Die weiteren Menschen in der Runde hatten dem Gespräch über den Kartentausch gelauscht. Eini wandte sich ungefragt zu Irene und erzählte: „Ich kann dich nur ermutigen, das weiter zu probieren. Ich habe das auch schon gemacht. Zweimal sogar. So war ich fast drei Tage länger hier als eigentlich gedacht. Aber jetzt bin ich ja gleich dran, da bringt dir mein Zettel nichts.“ Zwei Menschen am Rande signalisierten ebenfalls ungefragt, dass sie ihren Nummernzettel behalten wollten. Irene hatte die Hälfte der Menschen am Ausgang durch und noch keinen Erfolg. Hinten in der Runde, so hoffte sie, könnte die Wahrscheinlichkeit aber steigen, dass jemand eine Nummer hatte, die höher war als die ihre. Also fragte sie weiter, tauchte in kurze Gespräche ein, verabschiedete sich von neuen und bereits bekannten Gesichtern. Von der nahen Küchenecke zog ein angenehmer Duft herüber. ‚Glühwein‘, dachte Irene und überlegte kurz, wie sie wohl ihre letzten Stunden an diesem Ort morgen gestalten würde.

## Mittwoch, 17.01 Uhr

Das vertraute Geräusch kam aus Richtung der blauen Tür. Klack. Irene drehte sich um. Die angezeigte Nummer war wieder nach oben gesprungen. Rot auf gelbem Untergrund zeigte sie in schlichter Schrift „5444“. Bewegung kam in die Runde. Menschen schauten sich um, wer nun an die Reihe käme. Der alte Mann, gestützt auf zwei Krücken, senkte den Kopf, öffnete die Augen und drehte sich langsam Richtung zur blauen Tür. Bei jedem Schritt stöhnend, humpelte er auf sie zu, stoppte kurz, als sie sich langsam öffnete. Bislang hatte er allein gestanden. Jetzt aber sprangen zwei Menschen herbei und halfen ihm auf seinen letzten Metern. An der Tür wurde er freundlich verabschiedet: „Lebe wohl“, sagte Eini der Helfenden, seine letzten Begleiters. „Danke“, flüsterte der Mann und schob seinen rechten Fuß über die Türschwelle. Dann drehte er sich noch einmal um, schaute in den Himmel und zog einige Male die noch warme Luft des sich langsam zum Ende neigenden Tages ein. Er hob seine linke Krücke zum Gruß in die Runde der vor ihm wartenden Menschen. Fast alle winkten

zurück. Dann setzte er allein seinen humpelnden Weg in das angrenzende Gebäude fort. Hinter ihm schloss sich die Tür. Irene sah das nun ganz vorne stehende Paar auf einen Nummernzettel schauen. „Ich bin gleich dran“, hörte sie ein Flüstern. Der flüsternden Person lief eine Träne die Wange herunter, aber das Gesicht wirkte nicht unglücklich. Sier umarmte dien Partni. Beide streichelten sich durch die Haare. Dann setzten sie sich auf den Boden, Rücken an Rücken, legten ihre Köpfe jeweils seitlich auf die Schultern ders anderen und schlossen die Augen. Irene gefiel das Verhalten der beiden: ‚Still genießen‘ – das konnte sie sich für ihre letzten Stunden auch vorstellen. Sie dachte an ihre eigene





Nummer und vergaß einen Moment, warum sie hier zur blauen Tür gekommen war. Noch blieb, Irene rechnete angestrengt, 16 mal das Klacken der Nummernanzeige beim Hörschalten, bis ihre Zahl erscheinen würde. Das waren noch etliche Stunden. Die Anzeige kletterte unaufhörlich – Nummer für Nummer im gleichen Takt wie das Öffnen und Schließen der blauen Tür. Wenn Irene kein Tauschpartni finden würde, würde sie sich morgen früh irgendwann in die Runde setzen, ihre letzte Zeit dort verbringen, um schließlich von der blauen Tür verschlungen zu werden. Sie wollte sich spät einreihen, wenn auf der großen Anzeigetafel über der Tür eine Nummer nahe an ihrer eigenen angezeigt würde. Der Gedanke, lange vor der Tür zu verharren, gefiel ihr nicht. Auf dem eingemauerten Platz waren so viele spannende Menschen. Mit denen wollte sie möglichst lange ihre Zeit verbringen. Nein – sie wollte genau darum nun sogar ihren Aufenthalt verlängern. Dafür musste sie weiter suchen, spürte aber gleichzeitig die Müdigkeit, die sie zur Pause zwang. Sie setzte sich auf das kleine Stück Rasen neben den Menschen am Ausgang. Die Augen fielen ihr zu.

### **Mittwoch, 18.12 Uhr**

Aus wirren Träumen wachte Irene auf, erhob sich und stapfte ein paar Meter weiter. Alle Menschen einzeln anzusprechen, erschien ihr zu mühselig und zeitintensiv. Sie wollte schneller vorankommen, ging auf die weiteren kleinen Menschengruppen am Ausgang und dann die in der näheren Umgebung zu. Sie sprach diese laut an, um nicht jedi einzeln fragen zu müssen. Alle reagierten freundlich, hörten ihr geduldig zu, aber signalisierten dann, dass sie bei ihnen kein Glück haben würde. So schritt sie weiter und hatte schnell alle Gruppen besucht, die in der Nähe der blauen Tür zu finden waren. ‚Gleich weiter, auf keinen Fall lange mit der Tauschsuche verbringen.‘ Irene wollte ihre letzten Stunden nicht mit so einer Beschäftigung verschwenden – das wäre viel zu schade. Die Menschen, die sie in den vergangenen Tagen hier im weiten Rund des Platzes gefunden hatte, waren ihr neue Freundis

geworden. Sie war allein gekommen und kannte zunächst niemand. Das hatte sich geändert. Also wandte sie sich von den Menschen am Ausgang ab und schritt Richtung Platzmitte. Maxi tauchte vor ihr auf. Irene zuckte leicht zusammen. „Ach ... hallo!“ „Schön, dich zu sehen.“ Irene und Maxi hatten sich am zweiten Tag kennen gelernt, als sie die gleiche Küchenecke ansteuerten. Sie teilten sich eine Kanne Tee, nachdem sie ihre gemeinsame Vorliebe für den Geschmack von Holunderblüten entdeckten. Sie waren beide allein auf den Platz gekommen, aber hatten schon Bekanntschaften geschlossen. Ihre Begegnung war kurz, aber Irene verspürte Aufregung nach der Begegnung. Das war ihr lange nicht passiert. Im Kopf herrschte ein Durcheinander. Das wiederholte sich, als sie Maxi am Abend beim Lagerfeuer sah. Dort unterhielten sie sich gar nicht, da zwei Plätze zwischen ihnen waren. Irene fing ein Gespräch mit ihrem Nachbarn an, verstummte aber schnell, weil sie müde wurde. Im Halbschlaf hörte sie Maxi, die noch lange diskutierte über die Schlechtigkeit der Welt da draußen, den fehlenden revolutionären Eifer der Menschen, die doch nur für ein übles Regime mächtiger Konzerne schufteten usw. Irene gefiel, wie wortgewandt und überzeugt Maxi redete.

Heute Morgen hatte Maxi ihr kurz nach dem Aufstehen zugewinkt – und wieder hatte Irene sich seltsam gefühlt. ‚Was ist los mit mir‘, fragte sie sich danach. Nun, als Maxi dicht vor ihr stand, passierte das wieder. Hände und Stirn wurden feucht, die Gedanken drehten sich. „Sag mal, wie lange bist du noch hier?“ war eher eine ablenkende Frage. Aber sie brachte ein spannendes Ergebnis: „Bis übermorgen Mittag ungefähr.“ „Oh, das ist einen Tag länger als ich.“ „Du bist morgen schon weg?“ „Ja.“ „Schade.“ Es war das erste Mal, dass jemand Irenes morgiges Ende bedauerte. „Warum schade?“ „Ach, ich hätte gern noch mit dir geplaudert“, fand Maxi eine Antwort, aber Irene schien es, als verbarg sich mehr hinter den Worten. Bevor sie fragen konnte, hakte Maxi nach: „Dann bist du also am Tag vor mir auf den Platz gekommen.“ „Muss wohl so sein.“ „Wie war das, als du hierher kamst?“ „Warum willst du das wissen?“ „Hmmm. Weil es bei mir selbst ziemlich komisch war. Ich wollte eigentlich nur Ruhe – und dann

habe ich mich schnell mit Leuten angefreundet. Was ich gar nicht wollte.“ „Lustig – das war bei mir auch so.“ Irene dachte zurück an den ersten Tag, als sie das Gelände betrat. „Obwohl – lustig trifft meine Anfangsstimmung eher nicht. Ich hatte mich ziemlich geärgert, bevor ich durch die Eingangstür ging – also die rote da.“ Irene zeigte zur Tür. „Warum?“ „Ach – diese ganzen Menschen, die sich sooo wichtig nehmen. Haben mich in mehrere Gespräche gezwungen. Ich musste viel zu viel aus meinem Leben vor ihnen ausbreiten. Als hätte ich das nicht in den zwei Jahren schon tausendmal gemacht, wo ich ständig und immer wieder verzweifelt mit mir gerungen habe. Bis dann die Entscheidung fiel.“ Maxi nickte. Offenbar hatte sie Ähnliches erlebt. „Ja, schon lästig.“ Irene redete sich wieder in Rage. „Da denk ich Monate, ja Jahre nach – und dann, wo ich mich endlich entschlossen hatte und handelte, soll alles wieder auf den Prüfstand? Ich weiß noch, wie mich das richtig wütend machte.“ „Hast du denen das gesagt?“ „Ja, aber was sollte ich tun? Ich wollte auf den Platz.“ Irene dachte zurück, wie sie schließlich doch mit den fremden Menschen noch einmal alles besprach: Warum sie sich entschlossen und wie lange sie über diesen Schritt nachgedacht hatte. Ob noch Zweifel bestanden. „Die geht das nichts mehr an.“ Sie hatte eine ihrer Gesprächspartnerin angefaucht: „Wozu habe ich da draußen so lange mit mir gekämpft?“ Sie wollte das nicht schon wieder. Doch sie hatte keine Chance. Sie musste mitspielen, wenn sie durch wollte. Also setzte sie sich missmutig an die Tische und ließ ihre Entscheidung noch einmal in Frage stellen. Erst nach mehreren Stunden unangenehmer Gespräche wurde sie endlich gefragt, ob sie weiterhin sicher sei, auch den nächsten Schritt zu gehen. Sie meinten den auf den Platz. Irene hatte das sofort bejaht – Hauptsache, die nervigen Fragen würden zu Ende sein. Kurz darauf öffnete sich tatsächlich die rote Tür und Irene stand auf dem dahinter liegenden Platz. Erst ein paar Meter zwar, aber von hier gab es kein Zurück mehr. Vier Tage, hatten sie ihr gesagt, dauerte durchschnittlich der Aufenthalt auf dem Platz. Dann würde sie auf der anderen Seite wieder hinaus gehen zur letzten Etappe. Ganz sicher könne aber niemand die Zeit vorhersagen: „Es ginge schließlich um Menschen, nicht um Maschinen, hatten die da draußen behauptet.“

„Und wie war das für dich, als du gerade auf dem Platz ankamst“, fragte Maxi. „Schiene dir die vier Tage Wartezeit auch unendlich lang?“ „Wieso, war das bei dir so?“ „Ja.“ „Bei mir auch. Die Unsicherheit in der Zeitangabe gefiel mir damals gar nicht. Ich war gekommen, um eine Entscheidung umzusetzen. Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn es einfach so vollzogen worden wäre, ohne weiteren Schnickschnack drum herum.“ „Obwohl vier Tage eigentlich nicht besonders lang sind im Vergleich zum bisherigen Leben.“ „Klar, aber ich fürchtete, die könnten sehr lang werden. Wenn mensch gar nicht weiß, was kommt, erscheinen schon wenige ungewisse Stunden sehr lange. Sie werden länger, wenn Menschen einen ständig zulabern wollen.“ Irene war entschlossen, auf dem Platz keine weiteren Gespräche mehr über ihre Entscheidung zu führen. Wenn es schon noch alles vier Tage dauern musste, dann sollten die ihr gehören, nicht irgendwelchen Psychologis oder anderen Betreuis. Als sie hörte, noch drei oder vier Tage zu leben – leben zu müssen -, begann sie nachzudenken, wie sie die vier Tage füllen würde. „Ich wollte die Ruhe genießen, die entstehen würde, wenn ich an keine Zukunft mehr denken musste“, berichtete sie Maxi. „Ja, das wollte ich auch“, entgegnete dier: „Ich wollte ein Buch lesen. Ich habe eines mitgebracht.“ Da war Irene noch vorsichtiger: Sie hatte gleich drei eingepackt. Während der Gespräche vor dem Betreten des Platzes prägten viele Fragen ihr Denken: Würde ich andere Menschen direkt ansprechen? Interessierten sich die Menschen in ihrer Wartezeit überhaupt noch füreinander? Brach jetzt, wo es um nichts mehr ging, die völlige Gleichgültigkeit aus? Oder Faustrecht, wie es alte Soziologis vorausgesagt hatten? „Es fiel mir schwer, mir irgendeine sinnvolle Vorstellung davon zu machen, was mich erwartete. So plante ich wenig aufregende Dinge. Ich wollte mich allein irgendwo hinsetzen und warten. Wozu lohnte es sich noch, Menschen kennen zu lernen? Heiße Debatten zu führen? Zu streiten oder zu lieben? Hast du auch über so etwas nachgedacht?“ „Ja klar.“ „Ob allen anderen hier ähnliche Fragen durch den Kopf schossen?“ „Keine Ahnung. Aber bestimmt ist das so. Es kennt ja niemensch den Platz vorher.“ „Scheint so. Ich hatte jedenfalls draußen keinen Menschen getroffen, dier hier war und wieder in die Welt

zurückkehrte. Offenbar ist es nicht möglich, ein zweites Mal hierher zu kommen, oder zumindest sehr selten.“ „Ich habe ein paar Leute danach gefragt. Aber von denen von dem Platz hier war niemensch schon mal da“, ergänzte Maxi die Überlegungen.

Irene schaute Maxi wieder an. Diesmal hatte sie eine konkrete Frage: „War es ein plötzlicher Entschluss für dich, hier her zu kommen? Oder hast du lange darüber gebrütet?“ „Nein, ich habe lange überlegt. Ich hatte immer gehofft, dass ich mit meiner Krankheit noch klarkomme. Aber am Ende habe ich dann doch aufgegeben.“ Obwohl Irene wusste, dass die meisten Menschen auf dem Platz ein langes Leiden abschließen wollten, machte sie Maxis Aussage doch betroffen. Maxi fiel das offenbar auf: „Ist egal. Jetzt habe ich mich entschieden – du wohl auch.“ „Was ist denn kaputt bei dir?“ „Ach, Ich will da eigentlich nicht mehr drüber reden. Vorhin hat das jemand nett formuliert: Ich war am Abgrund und bin jetzt einen Schritt weiter. Vier Tage dauert das Fallen. Eine schöne Zeit, – fand ich sehr treffend gesagt, habe ich mir gemerkt.“ „Welch ein schönes Bild“, dachte Irene. „Dann interessiert mich was anderes.“ „Ja?“ „Sind dir draußen, also als du noch am Überlegen warst oder nach deinem Entschluss, mal Menschen begegnet, die über diesen Platz und den Wunsch, dorthin zu gehen, sprachen.“ „Nee, niemensch.“ „Mir auch nicht. Offenbar wollen sich die Menschen nicht mit solchen Gedanken anfreunden oder herumquälen.“ „Naja, die Leute, die den Platz hier organisieren, diese ganze Sache, haben mich an Menschen weiter vermittelt, die ähnlich überlegten wie ich. Ich wollte mich zwar nur informieren, aber die fanden es gleich nützlich, wenn ich mit anderen Kontakt aufnehme.“ Wahrscheinlich, dachte sich Irene, gab es aber viel mehr, die grübelten, sich den Kopf zermarterten, sich vielleicht sogar entschlossen, hierher zu kommen – aber vor der Tür umkehrten. Denn wer erst einmal auf dem Platz war, konnte nicht mehr zurück. So jedenfalls hatte sie es gesagt bekommen – und wahrscheinlich haben also alle, die hier auf dem Platz waren, erfahren: Der Schritt durch die Tür ist endgültig. Es gibt kein Zurück.

Irene hielt inne. Sie schaute zu Maxi. Der Bericht über ihre Ankunft auf dem Platz und die Erinnerung an die Zeit davor

hatten sie abgelenkt. Nun spürte sie wieder das Klopfen ihres Herzens. Ihre Aufregung wuchs. „Warum fragst du mich das alles?“ Maxi antwortete nicht sofort. Der Gesichtsausdruck wirkte unsicher. Maxi rang offenbar mit den Worten. „Ich will dich nicht überfallen. Aber, ... ich mag dich. Es interessiert mich, was du denkst und tust.“ „Ohhh ...“, Irene fehlten die Worte. Sie hatte schon lange niemensch kennengelernt, dier sie anzog – und derm sie gefiel. Jetzt, so kurz vor dem Ende? Beide schwiegen. Irene schaute auf den Boden, dann auf den Platz. Schließlich beendete Maxi die Stille: „Ich wollte dich nicht verwirren. Sorry. Erzähl weiter: du standest auf dem Platz – und dann?“ „Puhhh, das Zurückdenken ist gar nicht so einfach. Die vielen Kontakte, Gespräche und den Menschen auf dem großen, eingemauerten Platz zuzuschauen, bringen mich ganz durcheinander. Wann was passiert ist, weiß ich gar nicht mehr richtig.“ Irene spürte, wie die Erinnerung an die Ankunft durch das Gespräch mit Maxi wieder hochkam. Noch nicht einmal drei Tage war der Moment her, als sie erstmals und noch unsicher auf den Platz schaute. Seitdem war viel passiert – so viel, dass sie nun noch einen oder zwei Tage verlängern wollte und dafür den Tausch ihres Nummernzettels gegen eine höhere Nummer brauchte. „Als ich also endlich auf dem Platz stand, war das erste, was ich sah, das Gelände mit den versprenkelten Menschen darauf. Der Platz gefiel mir auf Anhieb.“ Irene erinnerte sich, wie der Platz trotz der klaren Umgrenzung durch die hohe, jede Sicht nach außen versperrende Mauer unübersichtlich, bunt und ein bisschen chaotisch wirkte. Ihr Blick nach oben zeigte, dass kein Dach die Fläche überspannte. Sonne, Regen, Wind, Kälte und Wärme würden ungehindert zu ihr und den anderen Menschen durchdringen. Es gab nur einige kleine, überdachte Stellen, manche sogar mit Wänden. Meist waren die aus Glas oder hatten große Fenster. Hier würde es schwer werden, Privatheit und Intimität zu finden. „Doch bräuchte mensch die“, fragte sich Irene, „wenn all die anderen auch, wie sie selbst, hier nur vier Tage verbringen und dann niemensch mehr von dem Gesehenen berichten könnten?“ „Ich habe einige Minuten kurz hinter der Tür einfach still dagestanden, bis ich mir einen ersten Überblick verschafft hatte. Hat bestimmt komisch

ausgesehen. Ich schaute einmal rundherum die Mauer entlang. Überall hingen Plakate und irgendwelche Sachen an der Wand. Ich entdeckte einige kleine, mit den gleichen Steinen wie die Mauer gebauten Räume ohne Fenster, zudem Vordächer und die zwei Türen – eine genau gegenüber und eine seitlich. Aber erstmal konnte ich da ja noch nicht hinein schauen.“ Irene machte eine Pause. Im Kopf drehte sich alles. Sie schaute wieder zu Maxi. „Du verwirrst mich.“ „Tschuldigung ... Ist das schlimm?“ „Nein, ... äh, nein. Ich muss ja zugeben, ich bin auch berührt von dir.“ Irene schaute wieder zur Seite. Beide schwiegen. Ganz langsam streckte Maxi die Hand aus. Erst zögerlich, dann entschlossen ergriff Irene sie, drückte kurz zu und ließ sie wieder los. Beide lächelten. „Fühlt sich gut an – danke“, durchbrach Irene die Stille. „Ja“, zog Maxi die Hand langsam wieder zurück. „Aber ich würde immer noch gerne wissen, wie es dir hier am Anfang erging.“

Irene versuchte, ihre Gedanken zu sammeln. Es hatte einige Zeit gedauert, bis sie sich weiter auf das Gelände vorgewagt hatte. Von dort konnte sie dann genauer in die vorderen, überdachten Bereiche schauen. Sie sah Stühle, Sofas und Matratzen. Dazu Menschen, mal viele, mal nur Einzelne oder zwei zusammen. „Dann fielen mir die Küchenecken auf. Die sind zwar in das Gesamtgelände eingebunden, aber wegen ihrer grellen Farben blieb mein Blick sofort an ihnen hängen. Zudem haben sie auch noch verschiedene Farben – aber das siehst du ja.“ Irene schaute wieder in die Runde. „Schau – dort vorne in der Nähe der roten Tür stand ich. Rechts sah ich die knallgelbe Küche mit dem Block verschiedener Geräte und den Arbeitsflächen. Ich sah dort Menschen, die Gemüse schnippelten und offenbar kochen wollten. Die standen um die Fläche herum.“ „Was ja praktisch ist. Da lässt sich besser reden beim Kochen.“ Maxi und Irene sahen sich um. Die Küchen gehörten zu den wenigen festen Punkten. Die kleinste, nahe der Mitte, leuchtete ganz in Pink. Andere waren über das ganze Gelände verteilt. Entlang der Mauer waren andere kleine Häuschen oder leicht abgetrennte Bereiche errichtet worden. Hinzu kamen Tische und Stühle, verstreut über die gesamte Fläche. Die waren offenbar in ständiger Bewegung, wurden neu zusammengestellt, hin- und hergetragen, wie die Menschen sie

gerade brauchten. „Als ich kam, konnte ich keinerlei Ordnung erkennen – und kann das heute auch nicht. Die Sachen stehen so, wie sie zuletzt genutzt wurden.“ Rasenflächen luden zum Liegen oder Spielen ein – und hier und da geschah auch genau das. Dazwischen standen einige Bäume, darunter Palmen in kleinen gemauerten Pflanztrögen. Das Gelände war leicht wellig, aber insgesamt eben. Sanfte Hügel durchzogen die Liegeflächen oder schufen in ihnen gemütliche Mulden. Die waren offenbar beliebt, um sich in kleinen Runden zu versammeln. „Ich sah zwar mehrere Gruppen von Menschen, die an solchen Orten zusammensaßen. Aber ich beschloss erst einmal, mir einen eigenen Platz zu suchen





und mich von dort weiter umzuschauen.“ „Und – warst du überrascht? Oder enttäuscht?“ „Eher ein bisschen überrascht. Ging dir das auch so?“ „Naja, ich hatte ja meine Vorstellungen und war dann ziemlich irritiert. Ich wusste ja, dass hier alle zum Sterben hinkommen. Trotzdem ist hier alles bunter als da draußen in der Welt. Viel stärker noch als nur ein Marktplatz oder eine Liegewiese. Schon das Zugucken machte mich neugierig.“ „Ja, das ging mir ähnlich. Meine anfängliche Lethargie und der Wille, einfach nur die Zeit abzuwarten und zu lesen, bröckelte schnell etwas ab. Das kann ja interessant werden, dachte ich mir.“ „Und was hast du dann gemacht?“ „Ich glaube, erstmal gar nichts. Noch wollte ich allein bleiben. Siehst du da den Baum? Daneben saß ich eine Weile.“ Irene zeigte auf einen Baum, an dem Früchte zu wachsen begannen – noch sehr klein. „Davon werde ich wohl nicht mehr essen können in meinen Tagen hier.“ „Nö, das dauert noch“, entgegnete Maxi und berichtete dann von seiner Ankunft. Sier hatte trotz der vielen Anregungen, die der Platz bot, einen ruhigen Platz aufgesucht und zu lesen begonnen. Erst als siehner der Hunger packte, schlenderte Maxi zu einer der Küchenecken und knüpfte die ersten Kontakte. „Dann habe ich ganz viel mit Leuten geredet – und mein Buch immer noch nicht durchgelesen.“ „Ich kam auch sofort in ein erstes Gespräch – mit der Vorlesegruppe, bei der ich in der Nähe vorbei kam auf dem Weg zu dem Baum, den ich ja ausgewählt hatte als Ausgangspunkt. Ich ging nach dem kurzen Kontakt aber weiter, stellte meinen Korb neben den Baum und setzte mich, um meine neue Welt, den Vier-Tage-Platz, gründlich zu beobachten.“ „Ach ja, der Korb – wo ist meiner eigentlich?“ Maxi schaute sich auf dem Platz um. „Hmmm, ich weiß es gar nicht mehr. Aber ist auch nichts Wichtiges mehr drin. Höchstens das Buch, wenn mir doch noch mal langweilig wird.“ Irene hatte ihren Korb draußen bekommen, bevor sie durch die rote Tür auf den Platz gelassen wurde. Jedi hier bekäme solch einen Korb, wurde ihr gesagt. Das schien zu stimmen, merkte Irene bei ihrem ersten Rundblick schnell. Überall standen Körbe herum oder waren an Haken aufgehängt, die entlang eines Teils der umgrenzenden Mauer angebracht waren. Einige wirkten leer oder kaum gefüllt. Aus den meisten aber schaute irgendwas heraus. Der Korb

sollte allen Menschen einen gleichen Start geben. Denn nur so viel, wie in den Korb passte, durfte jedi Mensch mit auf den Platz nehmen. „Passte bei dir alles in deinen Korb?“ „Nein, aber fast.“ „Ich habe einiges draußen lassen müssen. Es hat mir aber bislang nichts davon gefehlt. Viel braucht mensch ja nicht auf diesem Platz.“ Es sei für alles gesorgt, was in den wenigen Tagen nötig war, hatte Irene in den Vorgesprächen gehört. Und danach wäre es ohnehin egal, fügte sie damals in Gedanken hinzu. „Erzähl weiter ...“ „Naja, ich saß ja unter dem Baum und ließ den Blick schweifen. Immer wieder blieb der hängen, an den Menschen dort, wegen manch skurriler Kunst, die hier entstanden war, bei Aktivitäten, die ich nicht immer sofort durchschaute. Ich muss sagen, ich genoss die wachsende Gewissheit, dass hier nicht einfach nur alle nebeneinander her leben und das Ende der Wartezeit herbeisehnen.“ „Würde mensch gar nicht erwarten, oder?“ „Nein – und es passt auch nicht zu den Wartezimmern in der Welt



da draußen. Die hatte ich vor Augen, als ich hierher kam. Aber hier prasselte sofort viel Neues auf mich herein.“ „Ich habe ja erstmal in meinem Buch gelesen, aber trotzdem mitbekommen, wie es um mich herum aussah. Und dann wollte ich doch mit den Menschen hier reden und mehr von diesem merkwürdigen Ort mitbekommen.“ „Schon komisch, oder? Warum sind die Menschen hier so rührig, so kommunikativ und kreativ – jetzt, wo es doch völlig egal ist? Und obwohl es vielen von ihnen doch eigentlich richtig schlecht geht – so schlecht, dass sie sterben wollen? Die kannten sich doch alle vorher gar nicht und würden alle ihre neuen Bekannten auch schnell wieder verlieren?“ Irenes Kopf arbeitete intensiv an solchen Fragen, während sie von ihrem Sitzplatz mehr und mehr Details auf dem Platz wahrnahm. Alles bestätigte ihren ersten Eindruck: Hier ging es bunt und lebendig zu. Allein, um zu erfahren, warum das so war, beschloss sie, in diese neue Welt einzutauchen.

## Mittwoch, 19.39 Uhr

So begann Irenes Zeit auf dem Platz. Inzwischen waren drei ganze Tage vergangen – voll mit Erlebnissen, neuen Fragen und vielen frischen Bekanntschaften, die allein ein Leben füllen konnten. Doch zurück wollte Irene auch jetzt nicht. Nur einen Tag noch länger, das war ihr Wunsch. Vorn, nahe der blauen Tür, hatte sie alle gefragt und keinen Erfolg. Jetzt war sie auf dem Weg in die Mitte des Platzes. „Maxi, lass mich weiter rumschauen – ich bin noch auf der Suche nach einem Tauschpartni für meinen Nummernzettel.“ „Aha?“ Maxi fragte interessiert nach und ließ sich Irenes Anliegen erklären. „Na, dann will ich dich nicht aufhalten. Ich wünsche dir Erfolg – auch, damit wir noch ein bisschen länger hier zusammen haben.“ Maxi lächelte sie an – und Irenes Herz klopfte wieder stärker. Doch ihr Wille, weiter zu suchen, war stärker. Sie schaute zu den einzeln oder in Gruppen herumstehenden, sitzenden oder liegenden Menschen. Wo sollte sie weitermachen? ‚Vielleicht wäre ein bisschen Systematik nicht schlecht‘, dachte sich Irene, sonst könnte sie leicht jemensch

übersehen. Sie entschloss sich, zunächst all die zu fragen, die einzeln auf dem Platz unterwegs waren. Danach wollte sie die Gruppen besuchen.

Ihr fiel wieder der Mensch auf, dem sie schon einige Male am heutigen Tag zugeschaut hatte. Sier ging immer im Kreis herum. Ungefähr um die Mittagszeit muss sie hier angekommen sein, denn seitdem hatte Irene sie in Erinnerung. Vielleicht war sie auch schon länger da, aber erst seitdem unterwegs. Das Verhalten kannte sie nur aus Filmen über Gefängnisse, die in früheren Zeiten allgegenwärtig die Gesellschaft prägten. Da waren ihr solche seltsamen Kreisgänge schon einmal aufgefallen. In Zoos und Zirkussen, seit vielen Jahren umkämpfte Orte wegen der eingesperrten Tiere, gab es Tiger, Löwen und Affen, die hinter Gittern leben mussten. Irene hatte einige besucht und gesehen, wie sie entlang der sie umgebenden Mauern oder Zäune immer im Kreis liefen. Offenbar gab es da Ähnlichkeiten. Oder wurden Menschen darauf dressiert, schematische, sich wiederholende Handlungen durchzuführen? Die Tagesabläufe in solchen Gefängnissen schienen völlig schematisch. Jeden Tag das Gleiche. Wochenlang, monatelang, für viele Jahre lang. Irene schauderte, zu welchen Brutalitäten Menschen untereinander in der Lage waren. Sie hatte das nie selbst erlebt. Seit einigen Jahren gab es auch keine Haftanstalten mehr. Aber vielleicht war hier auf diesem Platz noch jemand, der in früheren Jahren mal in so einem Gefängnis war. Der Mensch, der da immer im Kreis ging, weckte ihr Interesse, einen blinden Fleck in ihrem Wissen zu tilgen. Irene überlegte, ab jetzt auch danach zu fragen, ob jemand mehr über die Gefangenhaltung von Menschen erzählen könne. Jetzt, wo es nichts mehr nützte, wollte sie das wissen. Warum hatte sie sich früher nie dafür interessiert?

Irene steuerte auf den Kreisgang zu. Es fiel ihr schwer, sie überhaupt einzuholen. Sier schritt entschlossen voran – Runde für Runde. „Hallo, darf ich dich etwas fragen?“ hechelte Irene schließlich dem Unbekannten hinterher. Der blieb sofort stehen, wandte sich ihr mit einem Lächeln zu und sagte ganz ruhig: „Ja, natürlich“. „Ähmm ...“, Irene war über die plötzliche Ruhe etwas überrascht. „Ich ..., ich wollte fragen, ob du einen Nummernzettel

mit einer höheren Nummer hast als ich und vielleicht tauschen willst. Ich meine, vielleicht ist dir die Zeit hier ja zu lang oder so.“ Dier Mensch lachte: „Nein, eigentlich nicht. Ich genieße die zwei oder drei Tage, die noch vor mir liegen. Ich glaube, das wird eine der schönsten Zeiten in meinem Leben. Ich kann gehen und nachdenken.“ Sier ließ eine Pause. „Aber es ist schon okay, dass du fragst. Nur – ich muss dich leider enttäuschen“. Irene nickte. Bevor sie „Danke“ sagen konnte, fing dier Mensch wieder zu reden an: „Sehe ich so aus, als wenn ich hier eher unglücklich wäre und das Ende gar nicht erwarten kann?“ „Ja, ein bisschen schon. Deshalb bin ich zu dir gegangen. Ich kenne Menschen, die entlang einer Mauer im Kreis gehen, nur aus den Filmen über diese Gefängnisse, die es früher mal gab. Ich hab mir gedacht, die Menschen dort wollten aus ihrer Ummauerung heraus – wie ein Tiger im Käfig, der dort immer entlang seiner Wand und der Gitter rennt bis zur Verzweiflung.“ „Ja stimmt, die Bilder kenne ich auch. Ein Glück, dass es das nicht mehr gibt. Sieht bei mir wahrscheinlich so aus, weshalb du auf solche Gedanken kommst. Aber ist nicht so. Ich gehe nur im Kreis, weil ich etwas aufgeregt bin. Das ist nicht gut für mich, denn ich möchte noch ein bisschen nachdenken.“ „Und das geht im Kreis besser?“ „Genau, denn eigentlich könnte mein Kopf ja jetzt völlig frei sei. Schau mal: Er muss sich doch gar nicht mehr damit beschäftigen, wie alles weitergeht, wie ich mein Leben absichere und vieles mehr. Diese Sorglosigkeit will ich genießen. Aber leider bin ich aufgeregt. Darum renne ich im Kreis, um mich zu beruhigen.“ „Klappt das?“ „Ja. Weil es so langweilig ist. So bleibt alle Energie für das Denken.“ Nach einer kleinen Pause stellte dier Mensch die Gegenfrage: „Bist du denn nicht aufgeregt?“ „Doch, schon. Aber es geht“, antwortete Irene. „Wie heißt du?“ fragte sie nach kurzem Schweigen. „Die meisten haben mich Kuni genannt. Aber es kommt ja nicht mehr drauf an.“ Kuni lud sie ein, ein bisschen mit ihm zu gehen, aber Irene lehnte ab. Sie wollte zunächst weiter danach suchen, ob sie ihren Zettel nicht tauschen könnte. „Vielleicht später.“ Unentschlossen blieb sie zunächst stehen. „Vielleicht bis dann“. Sie wandte sich ab und hörte im Weggehen, wie Kuni sich noch verabschiedete. Ein Blick zurück zeigte ihr, wie Kuni langsam

wieder in die bisherige Richtung ging, beschleunigte und so in den alten Trott kam. Irene kreuzte auf der gegenüberliegenden Seite eine knappe Minute später nochmals sierre Bahn und beobachtete, dass sierre wieder den geistesabwesenden Blick aufgesetzt hatte. Sierre schien Irene nicht mehr wahrzunehmen. ‚Vielleicht wäre das ein Ausprobieren wert‘, dachte Irene. Meditation – das hatte sie nie gemacht. Aber irgend so etwas musste das wohl sein. Zu dumm nur, dass ihre Zeit abzulaufen drohte. Es gab noch einiges Neues zu entdecken. Sie musste den Tausch unbedingt schaffen.

Sie sprach weitere Menschen an, zunächst die einzeln herum standen, saßen oder lagen. Danach ging sie zu den Gruppen auf dem Platz, die zusammen kochten, diskutierten, mit Bällen oder anderen Sachen einem Spaß nachgingen – wenn sie es noch konnten. Viele auf dem Platz wirkten geschwächt, einige gingen mit Krücken oder nutzten einen Rollstuhl, um auf dem Platz voranzukommen. Immer wieder schlossen sich kleine Gespräche an die Frage nach dem Nummerntausch an. Mitunter schimmerten spannende Geschichten durch den ersten Kontakt: Erlebnisse, Wissen oder ganze Biografien. Jeden Tag gingen einige und Neue kamen. Aber immer weilte ein Schatz an Wissen und Erfahrungen zusammen in einer einzigartigen Atmosphäre, die Irene so nicht kannte aus ihrem bisherigen Leben. Ihr Wille wuchs, noch ein bisschen länger in dieser Runde zu leben. Aber ihr Anliegen schien ohne Erfolg zu bleiben.

Dier Kreislänge hatte sich in Irenes Kopf festgefressen. Nein, nicht die Person, sondern die durch sie ausgelöste Frage nach dem Leben in Gefängnissen. Was hatten die früher doch für seltsame Bräuche? Was war der Sinn, Menschen einfach einzusperren? Was passierte in den Köpfen derer, die da in kleinen Zellen sitzen mussten oder beim Gang über den Hof rundum nur Mauern ansahen – so wie sie jetzt, aber ganz anders? Hier auf dem Platz fand sie ständig etwas, was sie in ihrem Leben draußen nie geklärt hatte. Hatte sie die ganze Zeit mit einem dicken Brett vor dem Kopf gelebt? Sich eingerichtet in einer bestimmten kleinen Welt und darüber hinaus ganz vieles nicht wahrgenommen? War das ein Grund, warum sie vor zwei Jahren so böse scheiterte, als ihre

freundlich eingerichtete eigene Welt zusammenbrach? Und dauerte es deshalb so lange, sich von den ganzen Widerlichkeiten der Welt zu befreien, weil die Menschen auf ihren selbstgeschaffenen Inseln vermeintlichen Glücks lebten, aber vieles gar nicht durchschauten – auch nicht wissen wollten?

Gefängnisse gehörten zu dem, was die meisten nicht wissen wollten. Da war die Mauer, die Menschen in ihnen festhielt. Aber die auch den Blick von außen nach innen verwehrte. Das also glich ebenfalls dem Platz, auf dem sie gerade stand. So ähnlich es schien – es musste in den Gefängnisse so ganz anders gewesen sein. Sie wollte das erfahren, unbedingt noch. Bevor es mit ihr zu Ende ging. Sie brauchte den Nummernzetteltausch. Ihr Herz klopfte wieder lauter. War sie einfach zu spät auf die Idee gekommen? Es war dumm, dass sie nicht schon genauer hingeguckt hatte, als sie noch draußen lebte in ihrer scheinbaren Harmonie mit der Welt und ihrer Umwelt. Jetzt blieb nur noch wenig Zeit – und nur die Menschen, die gerade hier im Rondell waren. Einschließlich derer, die in den nächsten Stunden durch die rote Tür hinzukommen würden.

Irene verknüpfte nun die Frage nach dem Nummernzettel mit ihrer Suche nach Antwort. Beim ersten Mal tastete sie sich ganz vorsichtig vor. Nach der – wieder erfolglosen – Klärung wegen des Tauschvorschlags fügte sie an: „Darf ich noch etwas fragen?“. Tabus schienen in dieser Runde nicht mehr zu existieren: „Ja klar – immer zu!“ Sie wagte sich weiter vor: „Es ist vielleicht etwas komisch, das zu fragen. Aber: Warst du mal in einem Gefängnis?“ Kopfschütteln.

Irene duzte hier alle Menschen. Das förmliche „Sie“ war sogar draußen seit fast zehn Jahren stark umstritten. In den dörflichen Streitrunden, als Ersatz der irgendwann als albern empfundenen Kommunalparlamente eingerichtet, erhitzen sich Menschen darum immer wieder die Köpfe. Es waren lange, meist ergebnislose Debatten. Einige behaupteten, das „Sie“ sei eine Höflichkeitsform und zwischen Unbekannten üblich. Irene teilte eher die andere Meinung und hatte sich mehrfach eingemischt mit dem Hinweis, dass das gar nicht stimmte. Kinder würden immer geduzt, egal ob jemensch sie kannte oder nicht. Erwachsene zu duzen, war

hingegen gefährlich. Weil viele Menschen immer noch glaubten, durch Waffen und uniformierte Personen, die prügeln durften, sicherer zu sein, liefen Polizisten auf der Straße herum. Wer die aber mit „Du“ ansprach, konnte das noch so freundlich meinen – sie wurde bestraft. Irene schüttelte ungläubig den Kopf, als sie an all diese Absurditäten zurückdachte, die noch vor wenigen Tagen auch ihr Leben waren.

Sprache war ohnehin ein umkämpfter Raum. Irene liebte alte Bücher und versuchte, sich in die Zeiten zurück zu versetzen, in denen sie geschrieben worden waren. Damals war es üblich, jeden Menschen begrifflich einem Geschlecht zuzuordnen. Als das Internet aufkam, erzwangen Formulare diese Angabe sogar. Wer eine Fahrkarte kaufen oder sich irgendwo anmelden wollte, musste sich als „Herr“ oder „Frau“ definieren. „Bitte füllen Sie das Formular vollständig aus“, hieß es für alle, die sich nicht eindeutig einem Geschlecht zuordnen wollten oder es einfach nur albern fanden, sich für eine Fahrkarte, Buchausleihe oder Softwarefreischaltung als „Mann“ oder „Frau“ einsortieren zu müssen. 2012 hatte ein Ethikrat in Deutschland erstmals vorgeschlagen, ein drittes Geschlecht einzuführen. Das hätte alles durcheinander gebracht, und so verschwand der Vorschlag erst einmal wieder in den Schubladen bzw. auf dem großen Müllhaufen unbeachteter, guter Ideen. Es fand sich auch kein passender Begriff für dieses dritte Geschlecht, denn das war ja keine einheitliche Gruppe, sondern alles, was eben nicht in die Schubladen „Mann“ und „Frau“ wollte oder konnte. Kleine Gruppen experimentierten mit Lösungen, auf die Geschlechterzuordnung ganz zu verzichten. Die war im Alltag auch völlig überflüssig. Doch der Streit darum verlief ohne Einigung. Rückwärtsgewandte Großvereine verteidigten das Gestrige. Besonders taten sich die Kirchen hervor, für die der allgegenwärtige Staat Geld sammelte und die sich auf ein dickes Buch bezogen, in dem eine seltsame Figur, meist mit langem Bart und lustigem Kringle um den Kopf dargestellt, die Menschen in Mann und Frau geteilt haben soll. Es gab etliche solcher Marotten, und viele lachten darüber. Allerdings griffen die Einteilungen tief in den Alltag der Menschen ein. Von Geburt an wurden Menschen entsprechend der Zuordnung eines Geschlechts beeinflusst,



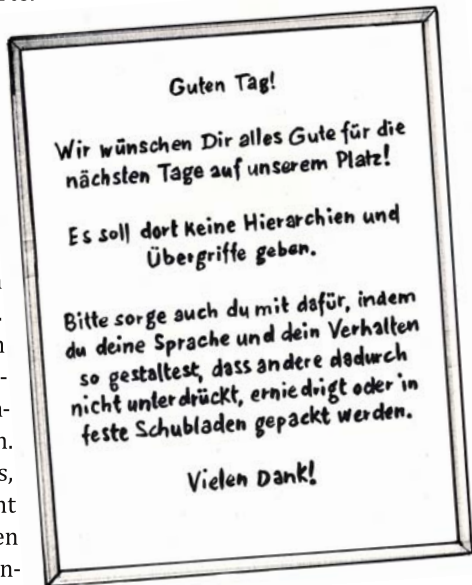
gefördert oder erniedrigt. Ganz schlimm erging es denen, die von Körper oder Denken her nicht in eine Schublade passten. Immer wieder landeten sie sogar ungefragt auf den Tischen der Chirurgie.

Dass die Streitrunden sich nicht einigen konnten, war weniger schlimm. Seit der Abschaffung der Parlamente und dem Beginn des offenen Streitens entwickelte sich die Welt vielfältiger. Menschen suchten die zu ihnen passenden Orte. Irgendwann setzte sich an den meisten von ihnen die Idee durch, das Geschlecht nicht mehr zu beachten – weder in der gesellschaftlichen Organisation noch in der Alltagssprache. Das war in den Ländern, deren Sprache das Geschlecht stark betonte, zäher als andernorts. Aber irgendwann verschwanden auch dort die geschlechtsanzeigenden Artikel. So z.B. im geschlechterbetonenden Deutsch, das ja nicht so viele auf der Welt sprachen, aber Irene gehörte dazu. Allerdings gab es keine einheitliche Lösung. Am meisten verbreitet war die Idee, einfach die Buchstaben zu mischen. Aus diesem ungewöhnlichen Anflug von emanzipatorischem Pragmatismus gingen neue Wörter hervor, die frühere enthielten. Aus „der“ und „die“ wurde, wenn Menschen beschrieben wurden, „dier“. Aus „sie“ und „ihn“ nach dem gleichen Schema „siehn“. Und so weiter. Bei den Hauptwörtern setzte sich die schon vorher bei einzelnen Begriffen vorhandene Endung -i sowie in der Mehrzahl -is durch. Niemensch beschloss das, niemensch wurde bestraft, wer andere Lösungen fand – was durchaus vorkam – oder weiter im alten Zwei-Geschlechter-Modus hängen blieb. Aber immer mehr übte sich das Neue ein und wurde irgendwann zur Normalität der Sprache – sanft und unauffällig, wie sich auch Fremdwörter und Anglizismen ins Deutsch eingeschlichen und so der Abschied zugunsten einer weltweiten Sprache leichter fallen würde. Dieses neue Sprechen dominierte nun also draußen und galt erst recht hier im Rondell. Hier schien ohnehin alles deutlich fortschrittlicher und fernab von den albernem Kategorien, wie sie draußen noch immer durch viele gesellschaftliche Diskurse waberten und von Ewiggestrigen verteidigt wurden.

Nicht nur die Sprache hatte sich draußen geändert und zeigte, dass die Kämpfe um Befreiung nicht vollends unsinnig waren.

Irene dachte an die Uniformen, über deren Abschaffung seit einigen Jahren diskutiert wurde. Das war gut, denn Uniformierte konnten gewalttätig sein und sich alle möglichen Unhöflichkeiten leisten – ihre Uniform schützte sie vor Ärger. Irene selbst hatte sich oft dort engagiert, wo es um sprachliche Regelungen ging, die Menschen unterschiedlich machten und machen sollten. Entsprechend hatte sie sich auch über ein kleines gelbes Schild sehr gefreut, das neben der Tür hing, die von innen rot angemalt war und auf den Platz führte.

Das war fraglos ein hoher Anspruch, denn allen, die den Platz betraten, standen ja nur wenige Tage zur Verfügung, das zu üben und umzusetzen, bis sich die blaue Tür öffnete. Die Menschen kannten sich nicht – und ständig gingen einige, während andere kamen. Doch Irene schien es, dass die meisten nicht nur bemüht waren, den Wunsch zu erfüllen, sondern mit ihren Worten nach fantasievollen Möglichkeiten suchten, gar keine Rangfolgen oder Zuordnungen mehr auszudrücken. Dass sich alle mit „du“ ansprachen, war nur der Anfang. Der Platz entpuppte sich als lebendes Experiment, eine Art Sprachlabor. Mit Sprache ließ sich so vieles ausdrücken und bewusst formen. Aber es konnte sich auch unbemerkt vieles einschleichen und verfestigen. Der Platz zeigte, dass Sprache sowohl ein Mittel der Herrschaft als auch der Befreiung sein konnte.



## Mittwoch, 20.22 Uhr

Irene hatte sich grübelnd auf eine kleine Bank gesetzt. Jetzt schreckte sie auf: ‚Mist! Ich verliere mich in Gedanken.‘ Die Sache mit dem Nummernzettel war dringend. Sie brauchte noch einen Tauschpartni. Und jemensch aus dem Knast. Dier musste ja schon ein bisschen älter sein, vermutete Irene, schließlich waren die letzten Gefängnisse schon vor einigen Jahren aufgelöst worden. Aber sie fragte trotzdem alle, vielleicht erhielt sie Tipps, wer Bescheid wusste. Die Menschen unterhielten sich ja viel auf dem Platz und wussten vielleicht voneinander, wer wo Erfahrungen hatte. Also schritt Irene weiter über den Platz und fragte drauf los. Nur wenige reagierten irritiert auf die Frage nach Innenansichten aus dem Gefängnis. Es schien niemensch zu stören, über eigene Betroffenheiten zu reden. Im Rondell des Sterbens mutierte das Ungewöhnliche zum Normalen. Es gab keine Norm und kein Ver-rückt-sein mehr. Das gefiel Irene. So fragte sie zunehmend fröhlich nach Geschichten aus dem Knast. Sie wollte eine Leerstelle in ihrem Leben füllen – spät, aber vielleicht nicht zu spät. Sie wollte es wissen, jetzt, und nicht dumm sterben. Zunächst aber hatte sie wenig Glück. Sie fragte und fragte – doch niemensch war je eingesperrt oder kannte jemensch, dier das erleiden musste.

Immerhin hatte sie beim Nummertauschen erstmal überhaupt jemensch gefunden, dier tauschen wollte – doch leider auch nur gegen eine höhere Nummer. Irene unterdrückte eine doppelte Enttäuschung: Einerseits war dier andere Suchendi einen Tag nach Irene auf den Platz gekommen, hätte also genau den passenden Zettel für Irene gehabt. Andererseits war sier so keine Konkurrenz, denn Irene suchte nach einer Nummer, wie dier ja schon hatte, also nicht mehr selbst suchen würde.

Die Zeit zerrann allmählich zwischen Irenes Fingern, die nervös nach Halt an ihrer Kleidung suchten. Es waren nicht mehr viele Menschen auf dem eingemauerten Platz, die sie noch nicht gefragt hatte. Sie schaute sich um und entdeckte eine weitere Gruppe dort, wo die Mauer bei der schon tief stehenden Sonne einen langen Schatten warf. Irene blinzelte, um gegen das Licht im

Schatten der Mauer etwas sehen zu können. Nach ein paar Schritten erkannte sie ein Paar, welches sich genussvoll streichelte. Beide lächelten, sahen aber aus Irenes Blickwinkel eher erschöpft aus. ‚Vielleicht haben sie sich gerade intensiv geliebt‘, dachte Irene und zweifelte, ob das jetzt der passende Zeitpunkt wäre für ihr Nachfragen. Die Beiden ließen offenbar ihre eben aufwallende Gefühlswelt ausklingen. In der Nähe stand eine weitere Person – gekleidet und frisiert wie ein Mann. Er schaute etwas unschlüssig herum, drehte sich in kleinen Etappen mehrfach um die eigene Achse und starrte immer wieder in die Richtung des Paares. Irene ging zunächst zu ihm, um ihn nach seinem Nummernzettel zu fragen. Er wirkte nervös und erschrak, als Irene ihn ansprach: „Hallo, darf ich dich etwas fragen?“ „Äh, huch ... klar, ähmm ... sorry, ich war abgelenkt.“ „Ja, du siehst etwas verwirrt aus.“ „Stimmt wohl auch.“ „Ist was passiert?“ „Nein, eigentlich nicht. Das heißt: Doch, aber nichts Schlimmes. Ich bin mit meiner Frau hier zusammen auf den Platz gekommen und will sie nur etwas fragen“, antwortete er. „Ja, und?“ „Tja, es ist ein bisschen eilig, darum warte ich hier.“ Irene schaute verständnislos. „Ach so, damit du verstehst: Also meine Frau liegt da vorne gerade – aber die haben es wohl gerade schön zusammen und ich will nicht stören“. „Das ist deine Frau, die da liegt und kuschelt?“ „Ja, warum?“ „Ach, ja, warum eigentlich?“ Irene dachte nach. „Ich bin offenbar ein bisschen gefangen in den Erfahrungen von der Welt da draußen.“ „Ach du meinst, ich müsste mich jetzt voll ärgern oder eifersüchtig werden?“ „Ja, das war mein erster Gedanke.“ Irene schaute zu dem Paar hinüber, das sich immer noch intensiv streichelte und die Welt um sie herum offenbar schon einige Zeit nicht mehr wahrgenommen hatte. So störten sie sich auch nicht daran, dass Irene mit dem ihr noch unbekanntem Mann zusammen in der Nähe stand und ihnen zuschaute. „Ich glaube, da draußen würden nicht viele so wie du gelassen zuschauen.“ „Ja, ich weiß. Aber wir fanden das immer albern. Wir sind jetzt über zehn Jahre offiziell ein Paar – sogar richtig formal verheiratet, was ja sonst kaum noch jemensch macht. Aber wir waren nie auf uns fixiert. Warum sollten wir das jetzt hier ausgerechnet wieder einführen?“ Irene geriet schon wieder ins Grübeln, dachte an ihre Erfahrungen

draußen in der Welt und fand keine Antwort, warum sich die Menschen ihr Leben so schwer machten. „Du wolltest mich was fragen?“ „Äh ja“, schrak Irene auf. „Sorry, ich musste gerade an die Situation hier denken und den Vergleich mit draußen.“ Dann trug sie ihr Anliegen vor, aber der Mann hatte keine Lust auf Tauschen. Er war auch am dritten Tag da, so dass sein Zettel nahe der Nummer von Irene lag. „Ähmm ... eine andere Frage hätte ich auch noch.“ „Ja, raus damit.“ „Warst du mal im Gefängnis?“ „Nein. Warum?“ „Ach, ich habe Lust, mal jemensch kennenzulernen, dier da drin war. Einfach so. Ich habe noch nie genauer erfahren, was hinter den Mauern damals so abging.“ „Bestimmt nicht dasselbe wie hier hinter unserer Mauer.“ „Nein, das glaube ich auch nicht.“ Das Paar war aufgestanden und beide zuppelten ihre Kleider zurecht. Irene konnte nun auch sie fragen, aber blieb weiter ohne Erfolg. Enttäuscht drehte sie sich um und schaute in die Runde. Fast schien es ihr, als wäre da niemensch mehr und ihre Frage-runde käme zum Ende, als ihr eine ältere Frau auffiel, die sich umgesetzt haben musste, um in der immer niedriger stehenden Sonne zu bleiben. Dadurch hatte Irene sie wohl verpasst. Nun saß sie, an die Außenmauer gelehnt, ziemlich mittig zwischen blauer und roter Tür und blinzelte in die Sonne. Von dort kam Irene auf sie zu. Sie lächelte. Offenbar hatte sie Irenes Rundgang schon länger beobachtet: „Na, was willst du von den ganzen Leuten wissen, was du jetzt auch mich fragst?“ Irene beschrieb ihre Suche nach einem Nummerntausch. „Hmmm, schade, dann kann ich dir wohl auch nicht weiterhelfen. Ich will meine Zeit hier noch genießen und nicht früher raus.“ Dann fragte Irene nach dem Gefängnis. Wieder lautete die Antwort „Nein“, doch nach einer kleinen Pause fügte die in grellem Pink-Grün gekleidete Frau noch etwas an: „Ich war zumindest nicht eingesperrt. Aber ich war mal eine Zeit lang in einem Gefängnis. Zwei Jahre.“ „Das heißt“, frohlockte Irene, „Du kennst Gefängnisse von innen?“ „Ja. Interessiert dich das?“ „Sehr sogar. Magst du mir dazu einiges erzählen?“ „Puh, das sind sehr lange, traurige, bittere Geschichten.“ „Das glaube ich, ich will sie hören.“ „ Es gäbe so viele Geschichten, die kann ich gar nicht alle erzählen. Und es gibt so viele Aspekte, die ich beleuchten könnte ..., aber dafür fehlt uns hier die Zeit.“ „Ja, aber wenigstens

ein bisschen würde ich gerne erfahren. Es kam mir heute so in den Sinn, dass ich da ein wichtiges Wissen verpasst habe. Und vielleicht auch ein sehr interessantes ...“ „Ja, interessant ist es sicherlich. Es freut mich ja auch, dass du nachfragst. Die meisten Menschen haben das immer eher ausgeblendet, all das Grauen hinter den Betonmauern. Es ist wie eine Art Lebendversuch mit den Menschen darin gewesen: Was eigentlich passiert, wenn man viele Menschen auf engem Raum gemeinsam einsperrt. Und dann wurde noch behauptet, in Gefangenschaft und unter totaler Fremdbestimmung würden die Gefangenen wieder lernen, draußen Verantwortung zu übernehmen – wie absurd. Ist ja klar, dass das nicht funktionieren kann.“ „Und du warst so ein Versuchstier?“ „Nein, ich habe dort gearbeitet. Dadurch habe ich eine Menge Einblicke bekommen, vieles miterlebt. Manches sicherlich auch nicht erlebt oder ganz anders wahrgenommen. Ich konnte den Bau nach mehreren Stunden Arbeitstag immer wieder verlassen und bin nur wieder gekommen, weil ich Angst hatte, keine Arbeit zu finden, meine Miete nicht zahlen zu können, zu verhungern.“ „Ach so“, überlegte Irene – hatte sie sich zu früh gefreut? „Aber hast du mitbekommen, wie die Menschen, also die Eingesperrten, dort lebten, wie sie sich fühlten, miteinander umgingen?“ „Natürlich nicht direkt – aber irgendwie schon. Ich habe die Menschen ja über längere Zeiträume erlebt, beobachtet, mit ihnen geredet. Für manche war ich Vertrauensperson.“ „Mich interessiert das brennend. Ich habe hier niemensch gefunden, dier mal eingesperrt war.“ „Es ist ja auch schon lange her, dass die letzten Gefängnisse geschlossen wurden.“ „Ich weiß, aber du hast ja Einblicke. Ich würde sehr gerne von dir hören, wie es dort war. Hast du heute noch Zeit?“ „Weiß ich noch nicht. Ich bin hier eher spontan unterwegs. Ich weiß gerade nicht, was ich heute noch machen will. Jetzt gleich geht es auf keinen Fall, denn ich will erstmal mit den Menschen da hinten in der gelben Küchenecke zusammen was kochen. Mit denen hab ich mich vorhin verabredet und ich will das nicht sausen lassen.“ „Ja klar, schade. Gleich jetzt wäre mir ja auch nicht recht gewesen, weil ich noch meine Suche zu Ende bringen will wegen des Nummernzettels. Kann ich dich morgen nochmal ansprechen?“ „Tja, kann sein oder auch nicht – wie

gesagt, ich bin immer sehr spontan.“ Irene verstand. „Ich probiere es – jedenfalls, wenn ich dann überhaupt noch hier bin. Wenn ich das hinkriege, wäre es supernett, wenn wir Zeit fänden.“ Der Nummernzetteltausch wurde immer wichtiger – und dringender. „Hoffentlich bis dann ... und guten Appetit.“ „Danke.“

## Mittwoch, 20.58 Uhr

Die Sonne verlor ihre Kraft und sank immer tiefer. Ihre sich rötlich einfärbende Rundung kratzte bereits an der Mauerkrone, gleich würde sie dahinter verschwinden. Dann würde die Dämmerung einsetzen. Morgen begänne Irenes vierter Tag. Es würde ihr letzter hier sein, wenn sie nicht noch einen Tauschpartni fände. Sie hatte alle gefragt und niemensch gefunden. Der Geruch gerösteter Zwiebeln drang zu ihr. ‚Essen – auch nicht schlecht.‘ Vielleicht sollte sie mal bei den Küchen vorbeischlendern, ob jemensch sie einladen würde. Ein bisschen schönes Zusammensein wäre heute Abend passend, dem, inzwischen hatte Irene nur noch wenig Hoffnung, voraussichtlich letzten ihres Lebens.

Sie ging zur großen, runden Säule in der Mitte des Platzes. Die diente den Menschen in der fast wie eine Arena wirkenden Runde als Nachrichtenbord. Hier befestigte Irene einen kleinen Zettel: „Suche Tauschpartni für meinen Nummernzettel: Wer will früher dran kommen, ich möchte noch einen Tag länger hier bleiben.“ Darunter notierte sie noch ihre Nummer und Angaben, wie sie zu finden war: „5.461“. Das dürfte höchstens noch einen Vormittag lang reichen. Ab morgen früh könnte jederzeit Schluss sein. Sie merkte, wie wichtig ihr der eine zusätzliche Tag geworden war. Aber sie hatte ihn nicht. Ganz im Gegenteil schien er in weite Ferne gerückt. Vielleicht sucht noch jemensch anders per Zettel nach einem Tausch? Noch einmal studierte Irene alle Zettel, die an der Säule hingen – ohne Erfolg. Da tippte ihr jemensch von hinten auf die Schulter.

Irene drehte sich um und sah einen eher kleingewachsenen, etwas älteren Menschen mit zerfurchtem Gesicht und ziemlich wildem, grau-weißem Haar. „Hallo“, sagte er mit rauer, aber ziem-





lich leiser Stimme. „Ich bin neu hier.“ „Gerade angekommen?“ „Ja, vor ein paar Minuten.“ Irene hatte sich nie abgewöhnt, auf Merkmale der Zuordnung zu einem eindeutigen Geschlecht zu achten. Für sie stand ein alter Mann vor ihr. Sie sah den halb gefüllten Korb in der Hand dieses Mannes, der gebückt vor ihr stand. An der anderen Hand führte er eine Art Wanderstock, auf den er sich stützte. „Ich weiß nicht ... ich hab dich hier in der Mitte stehen sehen und dachte mir, dass ich dich vielleicht einfach ansprechen könnte.“ „Ja, kannst du. Aber warum?“ Der Mann kam näher: „Ich kann nur noch ganz schlecht gehen und will deshalb nicht hier viel rumsuchen. Könntest du mir ein paar Sachen über den Platz erklären?“ „Ähmm, ja. Du hast Glück. Ich bin gerade mit meiner Sache durch und habe nichts anderes vor.“ ‚Außer Essen‘, dachte Irene. Aber vielleicht ließe sich das verbinden. „Wollen wir uns irgendwo hinsetzen?“ „Ja gerne“, antwortete der Neue. „Ich kann kaum noch stehen. Wo ist denn Platz?“ „Ach überall. Hier gibt es keine Regeln. Du entscheidest immer alles selbst und einigst dich mit anderen Menschen, wenn nötig.“ Irene schaute den Mann an. Wegen seiner gebückten Haltung wirkte er viel kleiner als sie und schaute ihr von unten ins Gesicht. Seine Augen verrieten Verwunderung. „Das ist ja seltsam. Scheint ein bisschen anders als draußen zu sein.“ „Stimmt. Du wirst noch erleben, wie weit das geht. Ist ziemlich anders hier.“ „Das ist ja seltsam. Die Menschen hier kennen sich doch alle gar nicht. Aber gut, niemensch hat mehr etwas zu verlieren – außer dem Leben, aber darum sind wir ja hier.“ „Ja, ich auch. Aber das brauche ich wohl nicht zu sagen.“ „Nein, niemensch hier hat einen anderen Grund, hier zu sein.“ Irene hob den Arm und deutete in die Runde: „Wir können uns also was aussuchen. Wo andere sind, können wir uns dazu setzen – falls die nicht protestieren. Wo niemand ist, können wir einfach hingehen.“ „Lass uns einfach erstmal zu zweit reden. Ich muss mein Unwissen ja nicht zur Schau stellen.“ Der alte Mann kicherte ein bisschen und Irene gewann Spaß an der Vorstellung, ihn hier in die Abläufe des Platzes einzuführen. „Ja dann – wie wäre es mit den Sesseln da drüben an der Mauer? Das ist auch gut, weil da noch ein paar Minuten die Sonne hinkommt. Gleich wird es kälter und dann ungemütlicher.“ „Ach was, es ist Sommer.“

Die beiden bewegten sich auf dezent braunrötliche Sessel zu. Neue Gerüche strömten von den Küchen über den Platz: Basilikum von der Küche rechts, schokoladige Luft aus anderer Richtung. Irene ging langsam, der Mann schlurfte mehr neben oder hinter ihr her. Es dauerte, bis sie angekommen waren. Sofort ließ sich der Mann mit deutlichem Stöhnen in die Polster fallen. „Das kracht ja schon richtig im Gebälk – sonst alles in Ordnung?“ „Jaja. Ja. Geht schon. Muss ja nicht mehr lange.“ Irene setzte sich auf einen anderen Sessel, rückte ihn dann ein bisschen zurecht, so dass sie den alten Mann von der Seite anschauen konnte. Jeder Knochen seines Gesichts stand heraus, die faltige Haut zog sich um die Erhebungen. „Ich hab ja nichts mehr zu erwarten im Leben. Aber warum sind hier so viele Leute, die noch Jahre vor sich hätten?“ Irene zögerte: „Am Anfang habe ich mich das auch gefragt. Ich habe zwar inzwischen die meisten hier kennengelernt. Viel schlauer bin ich aber nicht geworden. Über ihre Gründe, warum sie hier sind, reden die nicht gerne.“ „Warum nicht? Leben hier alle allein vor sich hin?“. „Nein, überhaupt nicht.“ Irene wandte sich zum Platz hin: „Du siehst doch: Alles ist in Bewegung, überall reden die Menschen miteinander. Viel mehr als draußen.“ „Ja, aber die reden nur über andere Sachen?“ „So scheint es. Vielleicht ist es auch nur Zufall während der drei Tage, die ich hier bin. Aber schau – ich habe bisher auch nicht darüber geredet.“ „Das ist ja seltsam.“ „Vielleicht aber auch verständlich. Du hast doch bestimmt, wie alle hier, die ganze Zeit vorher darüber immer geredet. Reden gemusst. Mir war schon zuviel, dass diese Seelenklempnis da im Eingangsbereich alles nochmal fragten. Hier will ich endlich Ruhe haben vor diesen anstrengenden Gedanken. Hier genieße ich, nicht mehr dran zu denken.“ „Genießen? du bist gut. Du willst sterben!“ „Ja, und die Entscheidung dazu hat auch geschmerzt. Aber jetzt ist sie durch. So scheint es auch den meisten anderen hier zu gehen. Die sind trotz ihrer Leiden, Probleme oder warum sie auch immer hierher kamen, sehr fröhlich.“ „Und über was unterhalten die sich denn da? Stimmt schon, wenn ich hier so schaue ...“, der alte Mann lehnte sich angestrengt nach vorne und schaute bedächtig von links nach rechts und dann wieder zu Irene zurück, „... da sitzen oder liegen

viele in kleinen Gruppen und reden.“ „Es sind ganz unterschiedliche Themen, ich habe ja auch schon in vielen Runden gegessen. Wenn ich jetzt so zurückdenke ... es ist eigentlich absurd: Ich habe nur über bessere Zukünfte, ein besseres Leben geredet oder das Zusammensein schlicht genossen. Wir haben uns schöne Texte vorgelesen, gespielt. Viele finden hier auch zärtliche Kontakte zueinander – bei mir war das weniger. Ein- oder zweimal habe ich auch schon über Themen diskutiert, die wir an den Verhältnissen



da draußen blöd fanden.“ „Was zum Beispiel?“ „Oh je, kann mich gar nicht mehr richtig entsinnen ..., genau, einmal war es die Frage, ob mensch ständig zu jedem Ort der Erde hinkommen können muss und wie blöd das doch zurzeit organisiert ist da draußen. Ach ja – und ich will unbedingt noch über Gefängnisse reden, da weiß ich gar nichts drüber. Aber der Platz erinnert mich dauernd

an Filme über frühere Zeiten, die ich mal gesehen habe.“ „Stimmt, aber da kann ich dir auch nicht helfen.“ „Muss auch nicht, ich habe inzwischen eine Verabredung, die hoffentlich noch klappt“. Irene hob den Kopf und suchte beim Reden nach der alten Frau, die sie getroffen hatte. Sie entdeckte sie bei einer der Küchenecken, wo sie mit anderen zusammen plauderte, wild gestikulierte, an den Tischen hin- und herlief. Ob sie noch beim Kochen war oder schon beim Essen, konnte Irene aus der Entfernung nicht genau erkennen.

„Weißt du, ich glaube, dass es gar nicht so überraschend ist, dass wir hier wenig über das Vergangene, sondern eher über bessere Zukünfte reden. Wir haben ja nichts mehr zu verlieren. Warum sollen wir jammern? Es ist doch alles hinter uns.“ „Aber ..., aber –



es ist auch nichts vor uns ...“ „Schon. Aber der Kopf ist frei – da kommen mir viel eher Gedanken, die utopisch oder zumindest mutiger sind als da draußen.“ „Ja, das kann ich nachvollziehen.“ Pause. „Aber viele hier sind doch noch jung – jedenfalls im Vergleich mit mir! Da muss doch ein wenig Wehmut aufkommen, solche Ideen nicht mehr ausleben zu können?“ „Du hast jetzt vier Tage Zeit. Da wirst du selbst erfahren, wie es hier ist. Du kannst ja auch die anderen fragen, warum sie gerade jetzt, wo es nicht mehr zählt, über bessere Welten oder zumindest ein besseres Leben philosophieren.“ „Gut, gut. Kann ich ja überlegen. Irgendwie war das ja gar nicht mein Anliegen an dich.“ Irene schmunzelte – in der Tat waren sie weit vom eigentlichen Thema abgekommen. „Erzähl mir doch mal, wie es hier so läuft.“

Irene wartete. Mit was sollte sie anfangen? Es war so viel zu erzählen. Der alte Mann ergriff daher noch einmal das Wort: „Ich bin übrigens der Kevin – ja, war damals ein häufiger Vorname, so hab ich den auch verpasst bekommen. Also erstmal: Wo gibt es hier was zu essen, wo kann ich schlafen? Fangen wir vielleicht mal damit an ...“ Irene erzählte von den bunten Küchenecken, dass sich Menschen dort zusammenfänden. Einige würden auch allein kochen oder nur mitessen, wenn irgendwo etwas übrig wäre. „Hier gibt es keine festen Regeln“, fügte Irene an. „Du musst gucken und machen, was dir angenehm ist.“ „Ach je, das wird ja anstrengend“, stöhnte der Alte und schaute aus seinem Sessel auf. „Da hinten die rosa Ecke – das ist eine solche Küche?“ Irene drehte sich um und schaute in Richtung seines ausgestreckten Armes. Dann nickte sie: „Ja, genau.“ „Gut. Und wo schlafen?“ „Das ergibt sich immer wieder neu. Du wirst lachen: Hier wird ständig neu gemischt, wer sich wo hinlegt – und auch, ob allein, zu zweit oder zu mehreren.“ Der alte Mann schaute Irene sprachlos an, so dass sie weiter berichtete: „Es gibt Zelte, Pavillons, einige Hütten und – schau mal da nach rechts – die Vordächer an der Mauer. Überall dort könntest du dich hinlegen. Wenn es nicht regnet, auch einfach mitten auf den Platz. Stört niemensch.“ „Und wenn’s kalt ist?“ „Geh mal zu den Vordächern an der Mauer. Oben, also unter dem Dach, findest du Decken und Schlafsäcke. Nimm einfach welche.“ „Haben da andere schon drin geschlafen?“ „Ja, aber erstens gibt es

hier auch eine Waschecke – sieht so ein bisschen aus wie die Küchenecken, ist aber grau. Das fällt auf, weil alles andere so grelle Farben sind. Außerdem gibt es noch das Loch – wie wir es nennen. Es ist die einzige Öffnung in der Mauer.“ „Oh, kann ich da wieder rausgehen?“ „Nein, das nicht. Schau hier nach links, das Loch ist gar nicht weit weg von uns – der durchgang da in der Mauer. Dahinter findest du lauter Regale mit nützlichem Zeugs – von Essen über Decken bis zu Spielsachen. Du kannst es nehmen und solltest es wieder zurückbringen. Da kümmern sich dann Menschen von draußen drum, dass z.B. genutzte Kleidung oder Bettsachen gewaschen werden.“ „Oho, wie in einem Hotel hier, was?“ „Naja, da gibt's wohl noch Unterschiede. Aber verhungern oder erfrieren wirst du hier nicht.“

Irene fiel noch was ein: „Essen gibt es übrigens auch zum Selbstpflücken.“ „Was, hier wird was angebaut?“ „Ja.“ „Das ist ja seltsam.“ Irene fiel auf, dass sich die Redewendung wiederholte. „Ich bin doch nur vier Tage hier, da wird doch nichts reif.“ „Stimmt. Aber es gibt sie trotzdem. Soll ich sie dir zeigen?“ „Ja, sofort, das ist gut“, stöhnte der Mann und versuchte sich, zu erheben. Das klappte im ersten Anlauf nicht. Er war tief in die Polster des Sessels gesunken und fiel wieder in dieses zurück. Irene sprang auf und reichte ihm die Hand. Er schaute zunächst kurz auf die Hand und lächelte dann: „Nicht einmal sterben klappt allein.“ Dann zog er sich an Irenes Hand hoch. Wieder knackte es zweimal in seinen Gelenken, bis er soweit aufrecht stand, wie ihm das noch möglich war. „Mein Korb“, erinnerte er sich, als sie schon losgehen wollten. „Lass ihn einfach da!“ „Nein, nachher ist er weg“, widersprach der Mann. Irene lachte: „Wer soll den denn klauen? Und dann vielleicht noch Hals-über-Kopf die Mauer erklimmen, um mit deinen Habseligkeiten ein neues Leben draußen zu beginnen?“ Der Mann überlegte: „Aber ...“ „Wir holen den später wieder ab. Lass ihn einfach da stehen.“ Dann zeigte sie in die Runde. „Schau mal, da stehen überall diese Körbe rum. Kümmert sich niemensch drum.“ Das schien der Überzeugung genug und so schlurfte der Mann, etwas unsicher gestützt auf den Wanderstock, dorthin, wo Irene stand. Zusammen gingen sie in Richtung Eingangstür. „Da bist du bestimmt eben reingekommen. Schau mal – daneben sind

Beete. Die wiederum umrahmen ein Gewächshaus.“ „Tatsächlich, ist mir gar nicht aufgefallen.“ Die beiden blieben am Rand der Beete stehen und betrachteten die Pflanzen. Es waren nur wenige Quadratmeter und auf ihnen stand wenig Nahrhaftes. Irene deutete auf einige Gewürzpflanzen, Kräuter und die dazwischen stehenden Sträucher mit Beeren. „Schade, die sind noch nicht reif“, hob der Mann den Stock und deutete auf einen Busch voller grüner Johannisbeeren. „Aber das dauert nicht mehr lange“, meinte Irene. „Das ist eine gelbliche Sorte.“ „Was du alles weißt ..., ich bin zu sehr am Computer aufgewachsen. Dieses ganze neuartige Getue mit dem Wechsel zwischen Stadt und Land, zwischen Kopf- und Handarbeit da draußen, habe ich nicht mehr richtig auf die Reihe gekriegt.“

Aus der der kleinen Tür zum Gewächshaus schauten zwei Menschen heraus. Der alte Mann sah sie und rief ihnen zu: „Ich bin neu hier und muss mich erstmal informieren, was so geht.“ „Tja, hier stehst du an unserem Garten. Willst du ein Radieschen?“ Der alte Mann nahm die ihm entgegengehaltene, kleine rote Kugel entgegen. Skeptisch betrachtete er sie in seiner Hand, drehte sie zwischen den Fingern, wischte ein paar Erdsuren ab und biss dann vorsichtig ein kleines Stück ab. Kauend stellte er fest: „Ja, okay, ganz gut ..., wer hat die gepflanzt?“ „Das wissen wir nicht. Die sind bestimmt schon tot.“ „Ja klar. Doofe Frage von mir. Aber: Warum haben die die überhaupt noch ausgesät? War doch klar, dass sie die nicht mehr essen konnten ...“ „Das ist hier immer klar. Aber schau mal: du kannst jetzt in das Radieschen beißen. Vielleicht gibt es an deinem letzten Tag noch die ersten reifen Johannisbeeren. Du kannst sie einfach nehmen – und wenn du ein bisschen am Garten mitwirkst, können das in zwei Wochen auch andere so machen.“ „Verstehe – und warum auch nicht ...? Ich muss hier ja keinen anderen Dingen mehr hinterher jagen.“ Sie gingen auf dem kleinen Weg, der sich durch den Garten schlängelte. Kleine Beete und einige Beerensträucher – mehr war nicht. „Wo ist die Schüssel?“, war aus dem Gewächshaus zu hören. „Weiß ich nicht.“ „Die hab ich hier extra hingestellt für Essen heute.“ „Ich hab nichts gesehen und auch nichts weggestellt.“ „So eine Scheiße. Einfach geklaut.“ Irene schaute zum Gewächshaus.

Einige der Fenster standen bei Sonnenschein offen, so dass sie ins Innere gucken konnte. „Geklaut?“, fragte eini der Gärtnis. „Das gibt es hier doch gar nicht.“ „Doch. Ich habe Sachen geerntet für unser Essen – und die sind jetzt weg.“ „Aber der Garten ist für alle da.“ Es entspann sich ein Gespräch über Klauen, Eigentum und freie Vereinbarung. „Wo es kein Eigentum gibt, bedeutet Klauen eine Form der Unaufmerksamkeit. Ich nehme was weg, was jemensch nutzen wollte und das auch zu erkennen war.“ „Gut, dass wäre in der Tat zu wünschen, dass Menschen drauf achten.“ „Das ist so, als wenn ich mir Werkzeug bereitlege, es aber weg ist, wenn ich danach greifen will. Oder noch besser: Wenn ich mit anderen ein Spiel spiele und wir eine Pause machen. Wer dann kommt und das halbfertige Spielbrett einfach abräumt, mitnimmt, dier klaut dann. Finde ich.“ „Na gut. So definiert, gibt es das auch, wenn kein Eigentum mehr da ist.“ „Genau. Uns fehlt das jetzt beim Kochen. Ärgert mich.“ „Verstehe ich. Aber ich kann trotzdem nichts dafür.“ „Grrrr ... ja, klar. Sorry. War halt niemensch anders da.“ Die Menschen im Gewächshaus schauten sich an. „Ich geh wieder, müssen wir halt was anderes kochen.“ Dier Mensch stapfte ohne Schüssel aus dem Gewächshaus, bückte sich dann aber noch bei einem Beet und zupfte ein paar Kräuter heraus. Dann verschwand er in Richtung einer der Küchen.

Irene zupfte dem alten Mann am Arm: „Schau mal drüben über den Platz. Siehst du die Küchenecke, die ganz pink ist? Da ist noch ein Beet.“ „Okay, gehe ich mal bei Gelegenheit vorbei. Lass uns wieder zu den Sesseln gehen, ich kann nicht lange stehen ... nein halt, lass uns da mal hingehen. Was hängen denn da für Zettel?“ Der Mann deutete auf die Mitte des Platzes, wo die Säule stand, an der auch Irene ihre Bitte um einen Nummernzetteltausch angepinnt hatte. „Das ist die Info-Litfasssäule. Da kannst du alles dranhängen, nach dem du suchst oder was du mitteilen willst. Und du kannst lesen, was andere dir schreiben.“ „Aha. Hin da!“

Die beiden gingen zur Säule, zogen sich Stühle heran und lasen im Sitzen, was dort alles ausgehängt war. Wieder wehten angenehme Düfte von den Küchenecken herüber. „Mir reicht‘ s jetzt“, rief Irene aus. „Ich gucke mal nach was zu essen. Willst du auch was?“ „Naja, wenn was da ist?“ „Sehe ich dann ja.“ „Ist aber nicht so wichtig,



ich bin ja erst kurze Zeit hier.“ Irene startete einen Rundgang zu den Küchenecken. Überall wurde gerührt, geschnippelt und gekocht. Manche waren schon beim Essen des Ergebnisses ihrer Kochkünste. An der gelb-grünen Küchenecke schnorrte Irene ein paar überbackene Kartoffeln. Aus dem Beet an der pinken Küche zog sie vier Mohrrüben, drängelte sich kurz vor das Waschbecken und griff sich eine kleine Schüssel, in der sie ihre Beute deponierte. An der Ausgabestelle hinter dem ‚Loch‘ fand sie ein paar Brotscheiben und zwei Äpfel. Damit war sie zufrieden, klemmte sich noch eine Flasche Früchtetee unter den Arm und kehrte zurück zu dem Neuankömmling, dem sie seine neue Welt erklärte.



„Oh, wunderbar. Das sieht gut aus“, freute sich der alte Mann und griff beherzt in die Schüssel. Genüsslich kauend schauten Irene und Kevin auf die Zettel der Litfasssäule. Hier suchten Menschen Kontakte oder bestimmte Informationen. Andere boten ihr Wissen an. Wer wollte, so sagten die Zettel ihren Lesern, konnte hier noch Gitarren- oder Flötenspiel lernen, Menschenpyramiden bauen oder zaubern. „Da alles ist doch Wissen, welches ich nie mehr anwenden kann“, entfuhr es dem alten Mann. „Ich kapiere das nicht. Wieso machen die das hier noch?“ Irene schwieg dazu. Sie konnte es nicht erklären. Nach einer Weile gingen beide zu weiteren Orten auf dem Platz. Irene erklärte die Tages- und Nachtabläufe und zeigte einige Schlafunterkünfte. Sie schauten an der blauen Tür vorbei, wo das gelbe Schild inzwischen wieder einige Nummern höher geklettert war. Die Zeit für Irene tickte weiter – das sind vielleicht noch 15 Stunden, rechnete sie im Vorbeigehen grob aus. Kurz huschte eine Mimik der Traurigkeit über ihr Gesicht, während beide zwischen Tür und den wartenden Menschen vorbeischlurften. Ihr Weg führte entlang der Mauer nach rechts. Die Dunkelheit eroberte allmählich den Platz. „Weißt du, eigentlich könntest du jeden Tag diesen Rundgang machen. Der Platz verändert sich ständig.“ Der Mann sah Irene an, während er langsam voran schritt. „Die Menschen hier verrücken die Stühle und Tische, bemalen Mauern und Dächer, pflanzen Sachen an oder errichten Spielbereiche. Es sieht jetzt schon ganz anders aus als an dem Tag, an dem ich kam.“ Der Mann blieb stehen: „Wahnsinn. Draußen ist alles so träge und ängstlich. Hier kommen die Menschen, um Schluss zu machen mit ihrem Leben – und entwickeln plötzlich Kreativität und Mut zur Veränderung. Ist doch so, oder?“ „Ja, scheint so.“ „Das ist ja seltsam. Nein: Völlig verrückt.“ Schweigen. Das Gehirn des alten Mannes arbeitete, Irene konnte es deutlich sehen. „Vielleicht erlebe ich hier in den letzten vier Tagen das, wofür ich in jüngeren Jahren immer gekämpft habe, aber es nie schaffte. Oder höchstens für kurze Zeit, dann brach alles wieder zusammen.“ „Was hast du gemacht?“ „Ich war früher viel politisch aktiv – gegen das ganze Wirtschaftssystem, das sich um die letzte Jahrtausendwende global ausbreitete und immer mehr Menschen in sich aufzog. Die meisten verloren ihre

Fähigkeit, zu überleben. Alles war mit Geld käuflich – aber immer mehr ging es auch nicht mehr anders. Oder niemensch konnte es. Ich war ziemlich frustriert und hab mich irgendwann dann zurückgezogen. Selbst politisch Aktive waren nur noch willige Vollstreckis irgendwelcher Apparate. ‚Rent a demonstration‘ war erst ein bitterer Witz, dann ganz offen ein Werbeslogan der Protestunternehmen. Das hat mich alles angekotzt und ich hab‘ irgendwann nur noch mein Ding gemacht – Musik und Malen, daneben ein bisschen Layout und Design, wo es nützlich war oder mir ein bisschen Geld verschaffte.“

Die beiden gingen vorbei an den Wasch- und Kloräumen und gelangten zu der Stelle, an der die Mauern voller Schilder und Plakate hingen. „Hier kannst du stundenlang stehen und lesen. Du erfährst dann ganz viel über den Platz.“ Der Mann blieb stehen und schaute auf die Texte. „In der Mitte hängt ein Plan vom Gelände mit einigen Erklärungen“, rief ihm Irene zu, die jetzt fünf oder sechs Meter von ihm entfernt stand. „Warte“, entgegnete der alte Mann und beugte sich noch mehr vor als er ohnehin gekrümmt ging. „Ich kann nicht mehr gut sehen.“ Er schaute auf ein Schild zwischen zwei übereinander angebrachten Hakenreihen, an denen einige Körbe hingen. Die Stelle hatte ein kleines Regenschutzdach. Irene erklärte, dass hier Körbe aufgehängt werden konnten, wenn sie – ob mit oder ohne Inhalt – gerade nicht gebraucht würden. Da schönes Wetter war, hatten nur wenige davon Gebrauch gemacht. Stattdessen standen Körbe kreuz und quer auf dem Platz herum. „Die Menschen vergessen ihr letztes Eigentum hier auch noch.“ „Das ist ja seltsam.“

Zwischen den Körben hing ein Plakat, das die Idee der Körbe erklärte. Irenes Begleiter, der sich Kevin nannte, richtete sich ein wenig auf. Dann schaute er über die Kante einiger der Körbe, die auf seiner Augenhöhe hingen. Er schaute nur oberflächlich hinein, um dann in seinen Korb zu blicken. „Die haben weniger drin als ich“, stellte er fest. „Das kann daran liegen, dass die schon länger hier sind“, entgegnete Irene. „Mir ging das auch so – sogar noch schlimmer: Am Anfang, noch draußen im Vorraum, habe ich gedacht, der Korb sei viel zu klein für mich. Inzwischen weiß ich gar nicht mehr, warum ich den überhaupt brauche.“ „Aber es gibt

doch immer Sachen, die ich mit anderen nicht teilen will.“ „Naja, aber selbst wenn: Warum sollte mir jemensch was klauen, wenn sie daraus selbst auch kein Eigentum bilden kann?“ Der alte Mann dachte nach. War Eigentum der Grund, es auch verteidigen zu müssen? Er erinnerte sich an seine jungen Jahre. Damals hatte er für die Vergesellschaftung von Eigentum gekämpft. Er war ein Sozialist. So hieß das jedenfalls damals. Aber er hatte sich die Hörner abgestoßen, die Kampfesenergie für eine bessere Welt verließ ihn mit den Jahren. Über die Abschaffung von Privateigentum hatte er schon Jahrzehnte nicht mehr nachgedacht. Jetzt kehrte die Frage wieder in sein Leben zurück – leicht und locker. Es geschah einfach so, ohne den Druck großer Theorien, die sich früher immer zu weigern schienen, in der Praxis Anwendung zu finden, weil sie das als große gesellschaftliche Ideen diskreditiert

Vor fast 100 Jahren schrieb P.M. ein Buch mit dem Titel 'bolo'bolo'. Darin erfand er den Eigentumsbehälter. Mehr als in solch eine Box passte, sollte niemensch besitzen dürfen. Die Kiste sollte 'taku' heißen und P.M. schrieb über sie: „Jedes ibu bekommt von seinem bolo einen Behälter aus solidem Material (50x50x100 cm), über dessen Inhalt es als sein exklusives Eigentum verfügen kann. Ein ibu ist jeder Mensch. Wir haben die Idee übernommen und jedem Anwesenden einen Korb überreicht. Soviel durfte jedi hier mit hineinnehmen – und alles, was in dem Korb ist, darf von Anderen nur mit Erlaubnis herausgenommen werden. In unserer kleinen Welt soll Privateigentum nichts mehr gelten. Wir haben aber eine kleine Ausnahme geschaffen – für das, was ihr gerade nicht teilen wollt.“

hätte. Die Eigentumsfrage füllte Bücher und Hörsäle, beherrschte den ideologischen und manchmal ganz praktischen Krieg zwischen Nationen, Parteien und den vielen anderen, per Zwang oder Gehirnwäsche konstruierten Einheiten eigentlich unterschiedlicher Menschen.

Irene schaute zu, wie der alte Mann in seinen Gedanken versank. Sie hatte eine kleine Broschüre entdeckt, mit einem blauen Band an der Wand aufgehängt. „Ihr Platz zum Sterben“ stand mit großen Buchstaben auf der Titelseite. Etwas kleiner darunter las Irene: „Warum und wie dieser Ort entstand“. Das wäre noch einmal eine Lektüre, wenn ihr noch freie Zeit bliebe, merkte sich Irene. Ansonsten konnte sie nichts für sich Neues entdecken und hoffte, ihr Begleiter würde nicht weiter verweilen. Vorsichtig weckte sie ihn mit eigenen Worten aus seinem Nachdenken: „Du kannst auch deinen Korb hier hinhängen. Er ist dann vor Regen geschützt. Vor den Menschen musst du ihn nicht schützen, denke ich.“ „Ja, das kann wohl sein.“ Der Mann schaute wieder auf die Körbe. „Ich nehme den nachher lieber trotzdem wieder mit“. Beide gingen noch einige Meter weiter an der Mauer. Kevin las einige weitere Plakate. Am Ende standen sie dann vor der dritten Tür des Platzes. „Lass uns hier hineingehen“, schlug Irene vor. „Das ist das Loch.“ Der Mann schlich hinter ihr her. „Es ist der einzige durchschlupf in den Tagen, die du auf dem Platz bist. Aber du kommst nicht weit.“ Die Tür war schmal und der Raum dahinter ebenfalls nicht besonders groß. Er war gefüllt mit Regalen. Und jedes von ihnen war voller Sachen. Kevin sah Lebensmittel. Er nahm einen Apfel in die Hand und betrachtete ihn länger. „Du kannst alles einfach nehmen – hier musst du niemensch fragen.“ Der Mann schaute sich um. „Da wäre wohl auch niemensch zum Fragen.“ „Ja“, sagte Irene. „Das ist der Umsonstbereich. Du findest, was du so brauchst am Tag – also Essen, ein paar Decken und so.“ Irene hörte den Biss in den Apfel, als sie weiter die Regale entlang lief. „Schau hier: Was du aus deinem Korb nicht mehr brauchst, kannst du hier hinlegen. Dann ist es frei für andere. Und du kannst dir jederzeit etwas nehmen – ausleihen oder in deinen Korb tun. Dann wird es Dein Eigentum, aber nur für kurze Zeit.“ „Warum?“ „Weil du ja nur kurz hier bist. Spätestens am Ende sollst du dich entscheiden, was du anderen



Menschen hierlassen willst. Vieles, was hier liegt, haben Menschen vor uns abgelegt, bevor sie ihren letzten Gang durch die blaue Tür antraten.“ Kevin schaute beeindruckt auf die vielen kleinen Sachen, die mensch vielleicht gebrauchen könnte hier auf dem Platz. „Das muss dann doch immer mehr werden?“ „Ja. Deshalb gibt es das braune Regal dort hinten. Was lange niemand in die Hand nimmt, wird dort gelagert. Bleibt es eine weitere Woche unberührt, kommt es weg.“ „Und was passiert damit?“ „Das weiß ich auch nicht. Wir wissen ohnehin sehr wenig darüber, wie hinter den Mauern die ganze Geschichte hier eigentlich geschaukelt wird.“ „Nicht, dass sich da welche noch bereichern?“ „Keine Ahnung ..., aber macht es was aus, wenn das hier auch noch passiert? Das ist doch seit Jahrhunderten und überall das immer grausam Gleiche.“ „Ja, leider ...“, murmelte der alte Mann, der inzwischen am braunen Regal angekommen war, um zu schauen,



was hier niemensch gerade brauchte. Er fand einen Beutel mit Glasmurmeln. Das rief ganz verschwommene Erinnerungen an Fotos aus seiner Kindheit wach. Er ließ die Murmeln liegen und schritt ein paar Meter weiter zu einem Schrank voller Spiele. „Die sind für alle da“, erklärte Irene. „Du kannst jederzeit eines nehmen und mit anderen spielen. Aber meistens ist das gar nicht nötig, weil viele davon draußen unterwegs sind.“ „Spielen die Menschen hier gerne?“ „Oh ja, und wie. Ist ja auch eine schöne Gelegenheit, andere kennen zu lernen.“ „Und es dauert nicht so lange.“ „Ja, das habe ich auch gedacht, als ich den Spieleschrank das erste Mal sah. Aber – ha! – das scheint nicht allen so zu gehen.“ „Warum nicht?“ „Keine Ahnung, aber da draußen auf dem Platz bin ich auf eine Gruppe von Menschen gestoßen, die erzählt haben, dass sie schon seit über zwei Wochen ein Spiel spielen.“ Der Mann dachte nach. „Aber halt, solange ist doch niemensch hier.“ „Stimmt. Das Spiel läuft seit 14 Tagen. Die Spielis müssen immer wechseln.“ „Und das klappt?“ „Offenbar. Ich habe nur mal einen Moment zugeschaut. Die spielen auch nicht ständig durch – aber du kannst sie mehrfach am Tag sehen, wie sie zusammenkommen und immer wieder bei dem vorherigen Stand starten.“

Die beiden waren einmal im Raum herum und standen wieder vor der Tür. Von innen, wo schon die Lampen angeschaltet waren, war der Blick nach draußen nun einer in die Dunkelheit. Die Taghelle war verschwunden. Irene und Kevin traten durch die Tür. „Es wird doch kühler“, sagte der alte Mann. „Tja – aber du weißt ja jetzt, wo du bei Bedarf eine Decke oder warme Kleidung finden kannst.“ Der Mann schaute kurz zurück zum „Loch“ mit dem hellen Raum dahinter. „Ich will dich auch nicht länger aufhalten. Geh’ deiner Wege und nimm’ meinen Dank mit, dass du mich so nett hier eingeführt hast. Du bleibst mir als sehr freundliches Wesen in Erinnerung ... naja, bis die dann ausgelöscht wird.“ „Ach ... danke, sehr freundlich formuliert. Aber das habe ich gern getan. Ich habe auch einige Hilfe bekommen, um mich hier einzuleben. Vielleicht geht es dir in zwei oder drei Tagen auch so, dass du anderen berichtest. Komm! Lass’ uns zu einem der Feuerplätze gehen.“

Mittwoch, 22.07 Uhr



Drei Feuertonnen waren bereits entzündet. Der Geruch von brennendem Holz zog über den Platz in die Richtung, wo der kühler gewordene Wind die Rauchschwaden hin blies. Offene Feuer sollte es auf dem Platz nicht geben, da sonst leicht Einrichtungen zerstört werden konnten. Außerdem müssten die Menschen im Brandfall vom Gelände fliehen, was etliche offene Fragen der Platzgestaltung aufwerfen würde. Der Platz sollte geschlossen sein – ausweglos. Irene kannte diese Erklärung von einem der Schilder an der Mauer. Die Menschen auf dem Platz hielten sich an die Bitte. Sie wärmten sich an kalten Abenden an Feuertonnen. Auf eine dieser steuerten Irene und Kevin nun zu. Rund um die vom Metall eingefassten, knisternden Flammen hatten Menschen bereits Bänke zusammengestellt. Einige standen auch dicht neben der Tonne oder betrachteten die Runde mit etwas Abstand hinter den Bänken. Die Wege von Irene und Kevin trennten sich kurz vor der Runde, denn sie fanden nur noch einzelne Plätze, die etwas auseinander lagen. Irene blieb zunächst stehen und beobachtete,



wie der alte Mann sich schwerfällig auf einen geflochtenen Sessel sinken ließ, der etwas eingezwängt zwischen zwei Bänken stand. Nach kurzem, versunkenem Schauen auf die Flammen, die aus der Feuertonne schlugen, sprach er die Person links von ihm an: „Hallo, ich bin der Kevin.“ Er bekam eine freundliche Gegenbegrüßung und fuhr dann schnell fort: „Warum bist du hier?“ Irene war froh, dass Kevin so schnörkellos weitere Bekanntschaften schloss. Sie lauschte noch einige Minuten dem Gespräch und hörte, wie der Gefragte antwortete: „Ach weißt du, das habe ich schon so oft erzählen müssen. Es ist doch egal für unsere letzten Tage hier, oder?“ Sier hustete mehrmals beim Reden und hatte spürbar Schwierigkeiten, die Stimme zu halten. „Tschuldigung, ist okay“. Der alte Mann, der Kevin hieß, verstummte. „Aber wir können uns gern unterhalten“, fuhr der Gefragte fort. „Du bist neu hier, oder?“ „Ja, vor ungefähr zwei Stunden gekommen. Hab mit einer netten Frau hier alles angeguckt und erfahren, wie es so läuft.“ „Und? Was hast du vor die nächsten Tage?“ „Eigentlich nix mehr. Sterben.“ Die beiden sprachen weiter miteinander, aber Irene hörte nicht mehr zu. Sie spürte immer stärker die Müdigkeit und suchte sich einen Sitzplatz – ebenfalls einer der Sessel zwischen den Bänken. Von dort schaute sie verträumt ins Feuer. Das Geschehen um sie herum versank allmählich zu einem angenehmen Brei aus Wortfetzen, knisterndem Holz in Flammen und den Geräuschen, die vom Platz umher an die Feuerstelle drangen. Die Sonne war längst untergegangen – die Nacht hielt den Platz fest im Griff. Licht brannte nur an den Küchenecken und Gebäuden entlang der Mauer. Die Wärmestrahlung des Feuers überprägte den Wind, der abseits vom Feuer eher unangenehm über den Platz blies. Irene fühlte, wie ihr Körper in den Ruhemodus überzugehen begann. Lange würde sie sich nicht mehr wachhalten können, drückte sich ganz in den Baststuhl und blinzelte durch fast geschlossene Augen in die Flammen. Bilder aus längst vergangenen Tagen zogen vorüber: ihre Wohngruppe; wilde Jahre; Kinder; Irenes gute Freundin; Streit, lustige Begebenheiten, Zärtlichkeiten; Irenes eigene Kinder deren Geburt, erste Schritte, Worte, Ärger und Freude; Irenes Lust auf Gärten, die immer bewachsen waren; Bilder im Schnee; Relaxen im Sonnenschein;

Zuhause; unterwegs; allein, mit vielen; der Unfall, keine Erinnerung; aufwachen inmitten von Schläuchen und Leuchten; schlimme Nachrichten, die sie ganz allmählich erreichten; Erinnerungsfotos auf dem Schreibtisch; Verzweiflung, Versuch, Scheitern; lange angeschlossen an die überlebessichernde Technik; danach immer wieder für kürzere Zeit; aufkommende Zweifel am Sinn weiterer Versuche und schließlich die Sehnsucht nach dem Ende. Die dunklen Gedanken an ihren letzten Lebensabschnitt weckten Irene wieder etwas auf. Sie schaute vorsichtig in die Runde am Feuer. Dort hatte sich wenig verändert. Mehrere Gespräche liefen in kleinen Runden, mitunter standen Einzelne auf, gesellten sich zu anderen Menschen oder gingen. Andere kamen hinzu. Irene verfiel wieder in ihre Erinnerungen. Als der Wunsch nach einem Freitod sich ihres Alltags bemächtigte, las sie Texte über Selbstmörder – und solche, die es gern gewesen wären, aber nicht schafften. So lernte sie das Schicksal eines Jamaikaners kennen. Noël Martin überlebte 1996 eine Attacke von Neonazis nur knapp. Dessen Geschichte hatte sie damals schwer schockiert. Faschisten hatten einen Stein in die Frontscheibe seines Autos geworfen – wegen seiner Hautfarbe. Wie widerlich war es bereits, überhaupt Menschen einzuteilen in Rassen. Später wurden ähnliche Ekligkeiten dann – begrifflich geschönt – als Ethnien oder Kulturen bezeichnet. Wer da reingepackt und dann mit Etiketten der Minderwertigkeit belegt wurde, musste in Angst leben, immer wieder fliehen und wurde von vielen Menschen diskriminiert, beleidigt oder sogar angegriffen. Irene empfand schon, dass die Einteilung nach Hautfarben eine völlig absurde Idee war. Es war schlicht Gewohnheit, das zu tun. Wie würde die gleiche Idee wirken, wenn jemensch vorschlagen würde, die Menschen nach Augenfarbe, Schwanzlänge oder Ohrläppchenform in Rassen einzuteilen? Die Hautfarbe war aber genauso willkürlich. Die Geschichte von Noël Martin aber war noch düsterer. Menschen in Schubladen zu stecken, war schon übel. Sie aber wegen etwas auch noch anzugreifen, wofür sie nichts konnten, weil es keine Charaktereigenschaft war, war schlimmer. Irene interessierte sich für den Fall und las das Buch, welches der Getroffene über sein Leben vor und nach dem Überfall der Neonazis

geschrieben hatte. Erst engagierte er sich gegen Rassismus und Nazis. Aber mit den Jahren verlor er die Lebensenergie, weil er kaum selbständig handeln konnte. Er saß im Rollstuhl und war selbst bei Kleinigkeiten auf Hilfe angewiesen. Zu seinem 51. Geburtstag wünschte er sich, zu sterben – das Gefängnis seines Körpers zu verlassen. Doch das Land, in dem er so zugerichtet wurde, verweigerte ihm auch diesen Wunsch. Zum Sterben hätte er ins Ausland fahren müssen, was er in seinem Zustand aber nicht mehr schaffte. ‚Du Unbekannter früherer Zeiten – ich danke dir für deinen Kampf‘, hatte Irene nach dem Lesen in das Buch geschrieben. Und: ‚Du bist in vielem gescheitert, aber du hast mir geholfen.‘ Ohne den Hinweis auf Noël Martin wäre Irene nicht auf den Sterbeplatz aufmerksam geworden. Vielleicht gäbe es sogar den ganzen Platz nicht. Denn sein Name war eines der Symbole, mit dem der Platz entstand, auf dem Irene jetzt am Lagerfeuer saß und zurück dachte. Eine kleine Informationstafel neben der zentralen Säule bezeugte das bis heute.

‚Ich sollte mich schlafen legen‘, versuchte Irene sich selbst zum Aufstehen zu überreden. Aber sie saß so bequem. Langsam öffnete sie wieder die Augen. Der Hass auf Rassisten und alle, die Menschen in Schubladen steckten, hatte ihren Puls erneut steigen lassen. Eine Melodie einer vor vielen Jahrzehnten in Protestkreisen beliebten Musikgruppe kam ihr ins Ohr: „Scheiß Rassisten, Nazi-pack, Blut und Ehre – widerlich! Unser’n Hass, den könnt ihr haben, unser Lachen kriegt ihr nie. Und wir werden weiter kämpfen, das kann nicht nur friedlich sein. Auch wenn es gefährlich ist, mischen wir uns wieder ein!“ Adrenalin weckt. Irene hatte sich nur selten an politischen Aktionen beteiligt, aber dank ihrer Nähe zu solchen Themen auch die Musik mitbekommen. Sie zu hören, war aber häufiger eine Kompensation des Nichtstuns als der Startschuss zu mehr.

Irene schaute einige Minuten im Halbschlaf in die Flammen. Gesichter aus den vergangenen drei Tagen tauchten vor ihr auf, von denen die meisten schon die blaue Tür durchschritten hatten. Es waren viele flüchtige, einige tiefgehendere, aber immer sehr persönliche und interessante Begegnungen. Irene konnte sich an keine andere Situation in ihrem Leben erinnern, in der sie in so

kurzer Zeit mit so vielen Menschen so intensiv zusammengekommen war wie hier. Was machte diesen Unterschied aus? Draußen herrschte zwar immer wieder ein politischer Streit, ob Menschen ihre Angelegenheiten einfach selbst regeln oder ob sie vorgegebenen Regeln folgen sollten. Aber bislang blieb es dabei, dass Mächtige die Regeln setzten und Verstöße sanktionierten. Sie streuten Schreckensmeldungen über vermeintlich unkontrollierte Räume. Das erreichte die Köpfe und schuf Angst. Daraus entwickelte sich dann der Wunsch vieler Menschen, sich einer Obrigkeit anzuvertrauen. Diejenigen, die Verunsicherung geschaffen hatten, konnten sich als Behütende aufspielen, selbst wenn noch so offensichtlich war, dass ihre Hilfsangebote aus Unterdrückung, Ausbeutung und Gewalt bestanden. Sie waren legitimiert und verharmlost – durch die allgegenwärtige Angst. Nur selten gelang es durch spektakuläre Aktionen oder mit vereinten Kräften, den Herrschenden kleine Freiheiten abzutrotzen. Oft folgte kurz darauf die böse Überraschung, dass sich die Mechanismen, Verhalten zu steuern, nur verfeinerten und modernisierten. Neue Ideen wurden von den Zentren der Macht angezogen, aufgesogen und integriert – aus Protagonistis des Protestes Funktionäris des Normalen.

All solche Gedanken hatten Irene bislang daran gehindert, ganz in die Nacht zu versinken, aber ihre Synapsen arbeiteten noch langsamer als normal. Sie würde die komplizierten Fragen nicht mehr klären können heute Abend – und wahrscheinlich auch nicht mehr in den wenigen verbleibenden Stunden ihres Lebens. Sie war froh, dass ihre letzten Tage sich so erlebnisreich gestaltet hatten. Sonst wäre sie im Glauben, dass eine andere Welt doch nicht möglich ist, gestorben. Hier lernte sie etwas anderes kennen – oder zumindest einen Hauch davon. Das war ein gutes Gefühl. Zurück nach draußen wollte sie deshalb aber nicht. Denn da draußen tickte eine andere Welt, nicht im Takt der Menschen. Sie hatte sie zurückgelassen. Weil sie selbst nicht mehr konnte, aber auch weil sie keine Idee mehr zu verwirklichen trachtete. Es war gut, jetzt hier zu sein. Irene gähnte entspannt, schloss wieder die Augen und wartete auf ihre letzte Nacht.

Plötzlich wurde es laut. Drei Personen redeten aufgeregt aufeinander ein. Dann schrien sie sich sogar an. Irene schaute vorsichtig herum. Eini der Streitenden war vor Aufregung aufgesprungen, die anderen beiden saßen noch. „Das glaubst du doch selbst nicht“, waren die ersten Wortfetzen, die Irenes Kopf erreichten. „Doch, Krieg hat immer alles nur schlimmer gemacht.“ „Quatsch mit Soße. Ohne den Angriff der Truppen des Vereinigten Westafrika hätten die christlichen Fundamentalists bis heute große



Teile des Kontinents unterworfen und das Rechtssystem des Alten Testaments durchgeprägt.“ „Das ist eine Ausnahme ...“ „Nö, wenn du zurückguckst in der Geschichte, gibt es sogar noch bessere Beispiele. Denk an Hitler. Wenn der nicht jahrelang in Frieden gelassen worden wäre, wären Millionen Menschen nicht gestorben.“ „Und das legitimiert jetzt die nächsten Toten?“ „Mitunter ja. Es muss natürlich jedes Mal neu geprüft werden und

eine gemeinsame Handlung unter Beteiligung vieler Völker sein.“ „Toll – und wer ist das: Völker? Wer manipuliert die und legt fest, was gut und schlecht ist?“ „Ja, willst du denn tatenlos zugucken? Dann trägst du Mitschuld an Verbrechen!“

Irene hatte dem Streit bisher nur zugeschaut. Diese Unterstellungen gingen ihr zu weit. Sie wollte sich einmischen und setzte sich dafür aufrechter hin. Doch bevor sie reden konnte, hörte sie schon mehrere andere der um das Feuer sitzenden und dem Streit lauschenden Menschen. „Hey, macht mal langsam“, meinte eini. „Hier jedenfalls wird der nächste Krieg schon mal nicht entschieden“, fügte jemensch hinzu. Es gab verschiedene Vorschläge, wie weiter zu verfahren sei. Einige versuchten, die Streitenden zu beruhigen oder auf ihre Wortwahl Einfluss zu nehmen. „Lasst uns doch nicht die letzten Stunden unseres Lebens streiten“, hörte Irene aus dem Stimmengewirr. Andere Vorschläge gingen in die entgegengesetzte Richtung: „Das ist doch ein schönes Thema. Wir sollten das mal richtig intensiv debattieren.“ „Tun wir doch“, raunzte siehn eini der Streitenden an. „Nein, nicht so. Das hier ist Ellbogenmentalität. Wer laut ist, hat recht. Da gibt es viel schönere Verfahren – die richtig Spaß machen.“ Am Feuer war es ruhig geworden. Seit dem Anschreien lauschten fast alle dem Fortgang dieser Diskussion. „Genau“, sprach jemensch aus der dunkelheit. Sier stand in der zweiten Reihe. „Streit ist etwas Schönes. Das sollte richtig zelebriert werden.“ „Was ist das für ein Blödsinn“, schall es ihm entgegen. „Streit lässt sich sicherlich nicht immer vermeiden – aber es ist doch nichts Schönes.“ „Doch“, die unbekannte Person im dunkeln beharrte auf der Meinung. „Wenn sich zwei streiten, dann finden sie etwas wichtig. Das ist schon etwas Schönes – nicht diese elendige Gleichgültigkeit. Da ist Energie, Menschen ringen um etwas. Das sollte niemensch abwürgen oder harmonisieren, wir sollten daraus lieber eine Kultur formen, die uns weiterbringt!“ Jetzt mischte sich jemensch neues ein: „Oh, da fällt mir ein passendes Gedicht zu ein. Darf ich das mal kurz vortragen?“ Irene schaute sich um. Niemensch widersprach, wenn auch einige etwas verstört schauten. Der Vorschlag unterbrach den Redefluss. Irene hörte aus dem dunkel der zweiten Reihe am Lagerfeuer: „Ich habe immer daran geglaubt, dass das Gegenteil

von Liebe nicht Hass ist, sondern Gleichgültigkeit. Das Gegenteil von Glaube ist nicht Überheblichkeit, sondern Gleichgültigkeit. Das Gegenteil von Hoffnung ist nicht Verzweiflung, es ist Gleichgültigkeit. Gleichgültigkeit ist nicht der Anfang eines Prozesses, es ist das Ende eines Prozesses.“ Alle schwiegen. Eine kleine Pause entstand. „Das stammt von Elie Wiesel ... Tja, auch schon deutlich über hundert Jahre her. Dier hat sowohl Kriege wie auch Unterdrückung erlebt. Und dann das geschrieben.“ Eini der Streitenden stand immer noch und mischte sich nun wieder ein: „Ja, das ist genau das. Zugucken hilft nicht. Wenn Nazis Menschen jagen, ist Mut angesagt. Das Gleiche gilt, wenn ganze Regierungen Menschen unterjochen.“ „Das Gedicht sagt doch etwas ganz anderes. Es verdammt das Weggucken. Aber Nichtstun ist doch nicht die einzige Alternative zum Krieg.“ „Doch, manchmal schon!“ Wieder mischten sich Menschen rundherum ein: „Jetzt dreht nicht nochmal die Wer-am-lautesten-schreit,-hat-Recht-Nummer. Wollen wir uns nicht lieber auf eine gute Streitdebatte einigen und uns dann für morgen verabreden? Ich hätte jedenfalls Lust, dann mitzureden ...“ „Ich auch“, war aus der dunkelheit zu hören. Einige nickten, während andere sich wieder in ihre Zweier- oder Dreier-Gespräche vertieften. Irene verfolgte das Geschehen noch weiter. Verschiedene Vorschläge für Orte und Uhrzeiten wurden diskutiert, vor allem aber die Form des verabredeten Streits. „Mir ist es egal, wie wir streiten. Ich habe die besseren Argumente“, meinte eini der drei, die sich angebrüllt hatten. „Jaja, schon gut. Die kannst du dann ja auch nennen – kein Problem“, entgegnete jemensch der am Feuer Sitzenden, während eini anderi hinzufügte: „Guter Streit entsteht aber nur dann, wenn kein Ergebnis erzwungen wird.“ „Was soll das denn heißen?“ „Es geht nicht um Sieg oder Niederlage, sondern um den Austausch von Meinungen. Was dann die Menschen daraus für sich mitnehmen, legen sie jeweils selbst fest.“ „Das ist doch Harmonisierung und nicht Streit.“ „Nein, eben nicht. Ihr dürft euch schon richtig streiten, gerade weil wir uns nicht einigen müssen. Bloß keine falsche Rücksicht. Das ist ja gerade die Idee von Streitkultur, dass sich feste Überzeugungen, Emotion und faire Debatte nicht ausschließen. Schau mal: Wenn es am Ende keine Entscheidung gibt, musst

du auch nicht darauf hinarbeiten. Du kannst dann ganz authentisch sein, also z.B. auch Schwächen deiner Ideen zugeben. Die haben sie vielleicht ja sogar in deinen Augen, auch wenn du sie insgesamt für das Beste hältst. Aus den Polen des Streits entstehen die neuen Ideen – aber am besten dann, wenn es nicht um durchsetzung geht.“ „Cool“, rief jemensch aus der Runde, die sich bislang nicht beteiligt hatte. „Das ist ja Dialektik – wie der olle Marx. Find ich super.“ „Ja – es muss ja auch nichts falsch sein, bloß weil es schon über 200 Jahre alt ist und immer ein bisschen aktualisiert werden muss.“

„Also, wie machen wir es jetzt?“ nahm jemensch den Faden wieder auf. Irene lehnte bereits wieder in ihrem Sessel und war erneut in Gedanken versunken. Die Sache mit dem Streit nagte an ihr: Läuft auf der Welt vieles schief, weil sich Menschen nicht streiten können? Sie gingen dem Konflikt aus dem Weg oder führten ihn in der Logik von Sieg oder Niederlage. Die großen internationalen Konferenzen mit ihren Konkurrenzen zwischen Staaten, Konzernen und Institutionen waren beeindruckende Beispiele für Streit, der gefährlich war, weil er auf Sieg und Niederlage aus war. Irene befand, dass sie auch selbst umdenken musste. Sie hatte sich immer dafür eingesetzt, Streit zu vermeiden oder Konsense zu suchen. Oft war sie unzufrieden, weil die gefundenen Einigungen so flau wirkten. Da war wenig Kreatives, nur selten sprudelten neue Ideen aus den beteiligten Menschen. Lag es daran, dass statt Ausleben des Streits das Vermeiden im Vordergrund stand? Stimimte es, was eini der Diskutierenden eben sagte: Dass Streit doch zeigen würde, dass Menschen von etwas überzeugt wären und es mit Energie verträten? Dann aber hätte mensch das nicht kaputtreden dürfen, sondern darum ringen müssen, den Streit für das Voranbringen neuer Ideen zu nutzen. Irene fühlte sich unwohl bei dem Gedanken, diesen Fehler durchgehend in ihrem Leben gemacht zu haben. ‚Es könnte ganz schön viel sein, was ich damit kaputt gemacht habe‘.



Mittwoch, 23.01 Uhr

Irene wollte nicht noch einmal hier wegdämmern, sondern sich jetzt einen Schlafplatz suchen. Ihr fiel auf, dass sie die Verabredung zur Streitdebatte beim Nachdenken verpasst hatte. Sie beugte sich nach links und fragte nach Ort und Zeit. „Ich glaube, morgen – gleich ganz früh. Treffpunkt ist der Rasen unter den vier großen Bäumen.“ „Ah, danke.“ Irene stand auf. Der Termin könnte noch passen. Morgen war zwar Schluss – wahrscheinlich aber erst um die Mittagszeit. Sie war sich aber nicht sicher, ob sie auf diese Streitdebatte überhaupt Lust hätte. Was sie reizte, war aber die Methode des Streitens. Irene hatte die Einigung darauf nicht mehr mitbekommen. Falls es mit ihrer Nummer noch reichen würde, könnte sie dorthin gehen und zuschauen. Jetzt aber hieß es erstmal: Der letzte Schlaf ihres Lebens. Kurz hielt sie noch inne und machte drei Schritte auf den alten Mann zu, den sie auf dem Platz herumgeführt hatte. Der war immer noch in sein Gespräch vertieft. Irene stupste ihn kurz an: „Du, ich geh‘ ins Bett. Ich wünsche dir eine schöne Zeit hier ... und: Vergiss deinen Korb nicht.“ „Ach ja, der Korb – ist mir tatsächlich ganz aus dem Sinn gekommen.“ Irene freute sich, wie schnell selbst das bisschen Eigentum, was hier noch blieb, nicht mehr wichtig war. Im Weggehen hörte sie ein „Gute Nacht – und nochmals danke“. Als sie sich kurz umsah, konnte sie erkennen, dass der Mann sich schon wieder seinem Gesprächspartni zuwandte. Er war zum Teil des Platzes geworden – für drei oder vier Tage.

Irene legte sich auf eine der gepolsterten Decken auf dem Gelände. Sie hatte keinen der kleinen Schlafräume und auch keine überdachte Stelle ausgewählt. Über ihr war nichts. Der Himmel war klar. Sie griff sich ein Kissen und legte ihren Kopf so hoch, dass sie noch ein wenig über den Platz schauen konnte. Das war noch nicht bequem. Sie nahm den gerade abgelegten Pullover und rollte ihn zu einer zusätzlichen Kopfunterlage zusammen. Jetzt konnte sie über ihren Körper hinweg auf den Platz schauen. An zwei Feuertonnen saßen noch Menschen. Andere tummelten sich an einer Küchenecke. Dort wurde offenbar noch gekocht. Kerzenschein drang von der Stelle herüber, wo tagsüber die Vorleserunde

gessen hatte. Menschen konnte Irene nicht erkennen. Es war zu dunkel. Der Platz wirkte insgesamt recht ruhig, ganz leise drangen einzelne Stimmen von den Feuerstellen herüber. Die letzte Nacht. Irene schaute in den Himmel und hatte keine Hoffnung mehr, die erwünschte Verlängerung zu erreichen. „Gute Nacht“,



hörte sie eine vertraute Stimme. „Maxi – wie schön.“ „Wie ist es ausgegangen – hast du noch jemensch gefunden?“ „Nein, leider nicht. Ich habe alle gefragt – aber nichts.“ „Oh, wie schade.“ „Ja. Ich werde einiges verpassen, was noch wichtig gewesen wäre. Komisch, wie wichtig mir plötzlich Dinge erscheinen, die ich mein ganzes Leben draußen nicht beachtet hatte. Und wo es keinerlei Sinn mehr ergibt, dass ich sie jetzt noch erfahre. Warum will ich eigentlich plötzlich so viel lernen und Neues erfahren, obwohl es mir keinen Nutzen mehr bringt? Was ist es, was Menschen dazu bringt, Neues lernen zu wollen? Was hat mich eigentlich immer davon abgehalten? Geht es anderen ähnlich?“ „Ich kann dir das auch nicht beantworten, warum du hier noch so viel wissen willst. Aber das ist eigentlich doch schön, oder?“ „Ja, keine Frage. Maxi, lass uns morgen früh noch irgend etwas zusammen machen. Es sind meine letzten Stunden. Jetzt bin ich müde. Dir eine gute Nacht.“ „Ja, dir auch – deine letzte. Tschüss.“ Irene hörte, wie Maxi davonging. Sie schloss die Augen. Weitere Bilder aus den vergangenen drei Tagen fielen ihr ein. Es gelang ihr kaum noch, die vielen Erlebnisse in die richtige Reihenfolge zu bringen. Ihr fiel die junge Frau mit der unheilbaren Krankheit wieder ein, die sie ganz am Anfang kennengelernt hatte. Irene war sehr bedrückt gewesen durch ihr Schicksal und ihre Entscheidung, auf den Platz zu kommen. Alle anderen, die hier waren, schienen deutlich älter. Aber die fast noch jugendliche Fidri hatte mit Irene besonders tiefe Gespräche über ihre Erfahrungen und den Sinn des Lebens geführt. Es war ein Nachmittag voller Philosophie gewesen. Das hatte Irene lange gefehlt. Hier hatte sie es gefunden, für kurze Zeit. Am Tag danach verlor sie ihre neue Bekannte. Irenes Tage verliefen aufregend. Sie spielte, tanzte, aber musste immer auch ihrer Müdigkeit Tribut zollen. Sie half Menschen, deren Körper deutlich von Unfällen, Krankheiten oder Abnutzung gezeichnet waren. Das Buch, das sie sich mitgenommen hatte, lag unberührt in ihrem Korb. Unglaublich – es war so anders als gedacht. Sie schlief ein.

## Donnerstag, 8.23 Uhr

Irene sammelte schlaftrunken ihre Gedanken. Warme Lichtstrahlen streichelten ihr Gesicht. Die Sonne schaute bereits über die Mauer. Irene blinzelte in die Helligkeit und genoss das Gefühl, von einer fernen Macht verwöhnt zu werden. Ihr fehlte die Kraft, gleich aufzuspringen. Ihre letzten Stunden würden nun hereinbrechen. Wie viele es sein würden – Irene konnte nur spekulieren. Sie müsste aufstehen, um es zu erfahren. Denn nur das grellfarbene Ziffernwerk an der blauen Tür entschied darüber, wie lang die verbleibende Zeit wäre. Irene plante die ersten Handlungen des Tages: Der Gang zur blauen Tür, dann noch einmal die erfrischenden duschen nutzen. Ein gutes Frühstück, letzte Gespräche, der Gang zum Ausgang. Sie versuchte, in sich hinein zu horchen. Würde sie lieber ruhig und allein die letzten Schritte tun? Oder sich mit anderen verabreden? Ein ganz klein wenig schob sich weiter die Hoffnung auf eine Verlängerung zwischen die Gedanken. Vielleicht gab es noch eine Wendung – es würde ihr wie ein Wunder erscheinen, so gering schätzte Irene die Chance noch ein. Aber der Gedanke blieb im Kopf und Irene spürte deutlich, wie sehnsüchtig sie den zusätzlichen Tag herbei wünschte. Ein paar Sekunden später begann sie sich darüber zu ärgern, dass sie immer daran dachte. Denn wenn es nicht mehr klappte, wollte sie die letzten Stunden noch genießen. Es gab viele Menschen, denen sie ‚Lebewohl‘ sagen und ihnen für die verbleibenden Stunden alles Gute wünschen wollte. Sie alle würden ihr folgen, manche noch heute, andere morgen oder übermorgen. ‚Nur nicht hetzen‘, überzeugte sich Irene, die wohlige Wärme der Schlafstätte und die angenehmen Sonnenstrahlen im Gesicht noch ein wenig zu genießen. Gedanken füllten die Muße. Warum verhalten sich die Menschen auf diesem Platz so anders als draußen? Was ist anders? Außerhalb der Mauern gab es viel mehr Möglichkeiten als hier. Nur wenige davon waren verboten, die meisten schienen sogar greifbar. Aber sie hatten in der Welt des ständigen Zwangs zum wirtschaftlichen Erfolg, zum Größer, Schneller und Weiter keine Chance. Dabei setzten engagierte Initiativen, öffentliche Debatten und mitunter sogar einflussreiche Eliten immer

wieder kleine Veränderungen durch – gegenüber der noch düsteren Vergangenheit hatte sich schon einiges verbessert. Noch zu Anfang des Jahrtausends hatten Regierungen im Namen bizarrer Ideologien normiertes Verhalten mit allen Mitteln durchgesetzt. Hunderttausende wurden eingesperrt, mit Medikamenten und Lerninhalten vollgepumpt, zu deren Inhalt und Auswahl sie nie jemensch fragte. Fremdgeführte Menschenmassen zogen Zäune und Mauern um Staaten und in Staaten. Zwischen Menschen und in ihren Köpfen. Für ihre Ideologien ließen die Mächtigen Dörfer niederbrennen, Straßenzüge zerbomben, Massen vergewaltigen oder Abtrünnige steinigen. Vieles davon war glücklicherweise an den meisten Orten vorbei. Aber erreicht hatten das eher selten die unzufriedenen und deshalb vielleicht aufmüpfigen Menschen mit ihrer Kritik und Sehnsucht nach Alternativen ohne Macht und Gewalt. Meist war es die gnadenlose, soziale Dampfwalze des Strebens nach Profit. Sie hatte Stück für Stück alles ihrem zentralen Dogma unterworfen. ‚Du darfst alles tun, aber sei profitabel‘, hatte auch Irene sich immer wieder anhören müssen. Im Windschatten der totalen Verwertung aller lebenden und toten Dinge, aller Ideen und allen Wissens setzten sich die dazu am besten passenden Gesellschaftsformen durch. Demokratien wurden zum Vorbild aller Staatsgebilde – weltweit durchgesetzt in einem Regen von Bomben, die Menschen und ihre Häuser zerfetzten im Namen des Guten und Fortschrittlichen. In ihnen breiteten sich immer undurchsichtiger organisierte, mächtige Funktionseliten aus, die Wahlen abhalten ließen, um ihr Tun zu legitimieren. Tatsächlich diktierten sie über viel verstecktere Mechanismen das Geschehen in der Welt. Sie gründeten ihre Herrschaft auf das Denken der Menschen, die lernten, ihr Dasein als Rädchen im System zu lieben.

Irene dachte zurück an manchen Protest, dem sie sich angeschlossen hatte. Sie gehörte immer zu den Zögernden, Unentschlossenen. In manch einer Gruppe hatte Irene die Geduld ihrer Mitstreiter arg strapaziert, als sie immer neue Bedenken gegen das weitere Vorgehen anmeldete. Sie blieb in ihren Freundiskreisen auch die Einzige, die sich gegen die geschlechtsneutrale Sprache wehrte. Sie fühlte sich wohler in ihrer Haut als Frau. Nicht

wegen alter Rollen, die sie erfüllen wollte, sondern weil es ihr Halt gab. Sie liebte Männer und Frauen, hatte mitunter ein wildes Leben in verschiedenen Beziehungen. Aber sie fühlte sich wohler in einer klaren Perspektive, aus der sie sich mit anderen Menschen in Verbindung setzte. Das wollte sie auch ausdrücken, weshalb sie von sich selbst als Frau sprach und so dachte.

Nun lag sie da, wenige Stunden vor ihrem Abschied aus dieser Welt – und es machte ihr eigentlich Spaß, genau jetzt noch einmal die ganz großen Sinnfragen des Lebens durch den Kopf zu jagen. Doch ganz konnte sie damit die Traurigkeit nicht vertreiben, dass es in wenigen Stunden vorbei sein würde. Mit einem Ruck richtete sie sich auf. ‚Ich will die verbleibende Zeit noch nutzen‘, drängte sich als Impuls in den Kopf.

## Donnerstag, 9.09 Uhr

Sie erinnerte sich an Verabredungen des gestrigen Abends. Bei den vier großen Bäumen musste das Streitgespräch schon laufen, das gestern Abend am Feuer verabredet wurde. Irene wollte die Methode sehen. Am letzten Tag noch Streiten zu lernen, befand sie, sei eine komische Idee. Aber es wäre eine besondere Qualität, bis zum letzten Moment gelebt zu haben. Denn Leben bedeutet, zu lernen, sich zu entfalten, größer und bunter zu werden im Kopf. Sie sprang auf, reckte sich zweimal und schaute sich um. Ja, tatsächlich – da saß schon eine Runde von Menschen zusammen, wo das Streitgespräch laufen sollte. Gleich hin? Irene entschied sich anders. Erstmal zur blauen Tür. Sechs Nummern noch. Mindestens zwei, eher noch drei Stunden also. Irene lief zur Wand mit den Körben, suchte ihren, zog ein Handtuch heraus und stellte sich unter eine der Solarduschen, die hinter einer kleinen Hecke standen. Fünf waren es, aus denen jetzt am Morgen erst leicht gewärmtes Wasser heraussprudelte. Irene genoss die mäßige Kühle. Unter der dusche folgte sie einem in den Jahren eingeschliffenen Ablauf der verschiedenen Phasen. Auf eine Wäsche ihres Haares verzichtete sie diesmal. Für die kurze Zeit, die noch blieb, erschien ihr das übertrieben. Kurze Zeit später

spazierte sie erfrischt über den Platz. Ein kurzer Blick: Die Streitrunde war noch da. Das Frühstück würde warten müssen, um noch einen Eindruck vom Streiten zu erhaschen. „Guten Morgen, Irene – und einen besonders schönen, letzten Tag dir“, hörte sie aus einer Hängematte rechts ihres Weges. Aus dem grünen Stoff schaute Maxi hervor, der Kopf mit grauen Haaren schaute heraus. „Danke“, erwiderte Irene. „Dir auch einen schönen Tag und erst recht für morgen.“ Die guten Wünsche zu ihrem Abschluss freuten sie. Hier war der Ort des Sterbens und die Menschen hatten selbst diesen Willen. So fehlte dem Tod sein Schrecken. Er war Teil eines selbstbestimmten Lebens. Das Ende gehörte dazu. Auf dem Platz war der Tod zum Wunsch der Menschen geworden – auch wenn Maxis Gruß ihr wieder in Erinnerung rief, dass sie es eigentlich anders wollte.



Irene schaute wieder zu den vier Bäumen. Sie war nun so dicht dran, dass sie die einzelnen Menschen erkennen konnte. Sie saßen im Kreis, an einigen Stellen sogar in doppelter Reihe. Dazu hatten sie Bänke und Stühle zusammengestellt. Rechts war ein Sofa in die Runde integriert. Zwei Menschen hockten vor den



Möbeln auf der Erde. Niemand von denen, die Irene nun beobachten konnte, schien zu sprechen. Im Näherkommen entdeckte Irene eine zweite Runde. Sie war viel kleiner und Irenes Blick bislang durch die äußeren Reihen verstellt. Es waren fünf Stühle, die so zueinander gestellt waren, dass die Menschen sich dort gegenseitig sahen. Hier wurde gesprochen, offenbar sogar ziemlich engagiert – jedenfalls ohne Pause und immer wieder verbunden mit Aufregung bei einigen der dort Sprechenden.

Irene trat an die äußeren Reihen heran. Neben ihr stand ein kleiner Tisch, vier Stühle waren um ihn gestellt. Fast gegenüber sah sie noch einmal einen solchen Nebentisch. An beiden saß aber niemand, ebenso nicht auf einigen Matratzen, die rund um die Diskussionsrunde lagen. Das müsste irgendeinen Sinn haben, vermutete Irene, konnte ihn sich aber nicht erklären. So schaute sie über die äußeren Reihen in die Mitte des Debattenkreises. Stehend konnte sie der dort laufenden Diskussion gut folgen. Es wurden Argumente und Meinungen über den Sinn und Unsinn globaler Strukturen, von Waffen und Abschreckung, Verteidigung und humanitärem Angriff ausgetauscht. Die Beteiligten diskutierten sehr unterschiedlich. Manche waren ruhig und trugen ihre Meinungen vor, wenn sich die Gelegenheit ergab. Andere schienen aufgeregt und mischten sich schon nach kurzer Redepause wieder in das Gespräch ein. Allerdings redeten nur die, die in der kleineren Runde in der Mitte saßen. Das musste Absicht sein, denn der Unterschied war beträchtlich, auch wenn aus den äußeren Runden mitunter kleinere Bemerkungen kamen. Die blieben aber in der Mitte weitgehend unbeachtet. Dort fand das eigentliche Gespräch statt und Irene überlegte, wer die Menschen ausgewählt hatte, die dort saßen und offenbar das Privileg hatten, zum Thema reden zu dürfen.

Eini Mensch mit schon ergrautem Haar stand auf und ging aus der äußeren Runde gemächlich auf die Stühle in der Mitte zu. Irene war gespannt, was passieren würde. Etwa einen Meter vor der inneren Sitzrunde verharrte sie kurz, um dann entschlossen zu einem der Stühle zu schreiten und sich hinter die dort sitzende Person zu stellen. Die hatte kurz vorher einen leidenschaftlichen Appell gegen jede Gewalt in die Runde gebracht. Gewalt sei nie



ein sinnvolles Mittel, erzeuge nur wiederum Gewalt und stärke Herrschaftsbeziehungen. Nun schwieg sie, eine andere Person ihr gegenüber antwortete und wies auf Lücken in dieser Argumentation hin: Notwehr oder Gewalt als Gegengewalt von unten dürften mit herrschaftsförmiger Gewalt nicht in einen Topf geworden werden. Irene kannte all diese Debatten zur Genüge. Ihr Interesse galt dem alten Menschen, der hinter den Stuhl getreten war. Tatsächlich kam Bewegung in die Runde. Die Befürworter totalen Gewaltverzichts, eben noch in feuriger Debatte vertieft, stand auf und setzte sich in die äußeren Reihen. Die Alte setzte sich auf den freigewordenen Stuhl. Kurz danach brachte sie eigene Ideen in den Meinungsstreit ein. Es waren ganz ähnliche Positionen wie vorher von diesem Stuhl aus benannt wurden.

Wieder sprach jemand für Krieg. Krieg sei notwendig, weil es um das Überleben der überlegenen Teile der Menschheit ging. Schließlich solle es mit der Evolution weitergehen. Die Worte lösten Ärger bei Umstehenden und -sitzenden aus. Direkt vor Irene sprang wütend eine eher jüngere Person auf und stellte sich hinter die Rednerin. Die beendete ihre Rede und ging nach außen. Drinnen setzte ein Feuerwerk der Kritik am eben Gehörten an. „Das ist Sozialrassismus!“ mischte sich mit Bedenken, die Überlegenheit von Menschen an der Feuerkraft ihrer Waffen zu messen. „Was hast du dir bei diesem Blödsinn gedacht? Kooperation ist das Mittel der Evolution, nicht Sieg und Vernichtung!“ Die Frage hinterließ eine Pause. Die angesprochene Person war nicht mehr in der Mitte, sie konnte nicht antworten. Wer politische Gegner einfach rausdrängt, kann hinterher nicht mehr mit ihnen debattieren, ging Irene durch den Kopf. Die Person vorher hatte das geschickter gemacht und jemanden nach draußen gedrängt, die ähnliche Auffassungen hatte. So lief die Debatte vorhin weiter. Jetzt hingegen war sie gebrochen und es zeigte sich, dass es keinen Vorteil bringt, Hegemonie herzustellen. Wo es keinen Widerspruch mehr gibt, herrscht Stillstand. Streit bringt voran, künstliche Harmonie bremsst. Das machte diese Form des Streits sehr deutlich. Sie verhinderte Machtübergriffe nicht, sondern demaskierte sie.

Irene lernte noch weitere Wirkungen der angewendeten Streitmethode kennen. Wer viel oder dominant redete, wurde schneller zur Zielperson derer, die in den mittleren Diskutierkreis wollten. Wer hinter sich jemensch spürte, musste gehen – konnte aber jederzeit wiederkommen. Nur fiel ziemlich auf, wenn jemensch das ständig tat oder gar nicht auf den Zuhörplätzen klar kam, sondern immer im Mittelpunkt sitzen wollte.

Ein paar Bemerkungen über Krieg und Frieden hatten Irene zum Nachdenken gebracht. Sie stand noch ein Weilchen am Rande der Diskussion, ohne den weiteren Wortbeiträgen zu folgen. Was sollten Kriege bezwecken? Gab es überhaupt Siegende? Oder trieb das Abstraktum einer sich selbst verstärkenden Herrschaft und das Diktat der Ausdehnung ökonomischer Sphären ein blutiges Spiel mit den Menschen? Warum ließen sich so viele Menschen dafür gewinnen? Nicht alle töteten mit, aber immer waren Kriege mit mächtigen Diskursen verbunden, die sich von Kopf zu Kopf verbreiteten, verstärkten und schließlich zum Sturm führten.

## **Donnerstag, 10.14 Uhr**

Irene setzte sich an den kleinen Tisch neben ihr und schrieb ein paar Gedanken auf. Sie formten sich Zeile für Zeile zu kleinen Versen. Am Ende stand ein Gedicht auf dem Stück Papier. Irene betrachtete es auf der Suche nach Verbesserungen in den Rhythmen der Worte, als von beiden Seiten einige Personen an den Tisch traten und fragten, ob sie dort Platz nehmen könnten. Irene schaute hoch und bemerkte, dass die beiden ineinander geschachtelten Diskussionskreise aufgelöst waren. Fast alle daran bisher Beteiligten strömten zu den kleinen Sitzbereichen drum herum. „Oh – äh, natürlich. Klar“, stammelte Irene. „Ist die Debatte vorbei?“ „Nein. Aber wir haben beschlossen, eine Weile in kleinen Gruppen zu diskutieren.“ „Aha. Gehört das zur Methode?“ „Nicht direkt. Es ist vielmehr immer gut, bei größeren Runden ab und zu Unterbrechungen einzuschieben, damit in kleineren Runden gesprochen werden kann. Dann kommen mehr Menschen zu Wort, und es entstehen weitere Ideen.“ „Und dann geht es wieder in der großen Runde weiter?“ „Ja. Es geht dann so los, dass

maximal eine Person aus jeder Kleingruppe in die Mitte kommt. Hier sind es aber wahrscheinlich mehr Gruppen als Stühle in der Mitte. Werden wir sehen. Wir hoffen, dass der Tapetenwechsel bei der Gesprächssituation noch einiges Neue in die Debatte bringt. Vielleicht wiederholen wir solche Phasen auch noch.“ Die Gruppe setzte sich zu Irene und diskutierte intensiv weiter am Thema. Irene fühlte sich dabei fehl am Platze, da sie die Diskussion davor gar nicht verfolgt hatte. Sie suchte sich einen gemütlichen Sessel, der allein stand. Dort werkelte sie weiter an ihren Versen, bis sie mit dem Ergebnis zufrieden war. Sie verspürte Lust, mit ihrem Gedicht zu der Vorleserunde zu gehen. Das wäre bereits das dritte Mal.

Davor lagen zwei Begegnungen, die erste gleich nach der Ankunft auf dem Platz, als Irene noch entschlossen war, die Tage mit sich und ihren Büchern zu verbringen. Auf dem Weg vom Eingang, wo sie ein paar Minuten verharnt hatte, zu ihrem auserkorenen, ersten Sitzplatz musste sie einer kleinen Gruppe von Menschen ausweichen, die im Kreis saßen und sich unterhielten. Doch so einfach kam sie nicht vorbei. „Hallo, herzlich willkommen“, rief jemensch. Irene war überrascht, schließlich kannte sie noch niemensch. Aber offenbar war ihr Zögern am Eingang aufgefallen. Die ersten Worte wirkten so herzlich, dass Irene stehen blieb und in die Gruppe schaute. Eini hielt ein Buch in der Hand. Offenbar lasen sich die Menschen gegenseitig Geschichten vor. Nun aber waren sie still und schauten zu Irene. „Du kannst gerne zu uns kommen“, rief jemensch ihr zu. „Wir lesen uns vor, was wir eigentlich immer schon kennen lernen wollten – aber draußen nicht die Zeit dazu fanden“. Dier Mensch, dier eben noch gelesen hatte, hob das Buch hoch, so dass Irene den Titel lesen konnte: ‚Per Anhalter durch die Galaxis‘. „Oh, schade, das kenne ich schon“, antwortete sie abwehrend. Noch war sie entschlossen, an ihrem Vorhaben festzuhalten, die Tage allein und mit ihren Büchern zu verbringen. „Aber danke für das Angebot. Ich will mich erstmal hier einrichten – bin ja gerade erst gekommen.“ „Ging mir auch so“, hörte sie als Antwort von einer weiteren Person. „Aber das dauert nicht lang – es passiert hier so unglaublich viel“. Der Satz hinterließ kleine Spuren in Irences Denken. Sie

zweifelte zu dem Zeitpunkt schon nicht mehr daran, dass die Beschreibung zutreffend war. Der Platz bot ein buntes durcheinander, in dem die Menschen sich immer wieder zu etwas zusammenfanden, was sie interessierte. Selbst Irene hatte schon ihre erste Gruppe gefunden, von der sie sich vorstellen konnte, später noch einmal dort aufzutauchen. Das hatte weniger als eine Viertelstunde gedauert vom Betreten des Platzes bis zum ersten Kontakt. Der Plan, einfach in aller Ruhe die Zeit abzuwarten, wies eine erste Bruchstelle auf. An der kratzte Irene dann selbst weiter: „Vielleicht schaue ich später mal vorbei und frage, was ihr dann gerade lest.“ „Gerne – und viel Spaß hier.“ Die freundliche Offenheit verwirrte Irene weiter. Sie fühlte sich willkommen und eingeladen, neue Menschen kennen zu lernen – welcher Kontrast zu ihrer Erwartung an vier Tage Alleinsein inmitten von Menschen, die ebenfalls auf ihr Ende warteten, wahrscheinlich ebenfalls allein und vor allem mut- und antriebslos. Denn was sollte es noch geben, wo alles kurz vor dem Ende stand? Zudem musste ein ständiges Kommen und Gehen herrschen, denn vor ihr kamen viele und auch nach ihr würden immer neue Menschen auftauchen, während andere den Platz wieder verließen. Was lohnte es da noch, Bekanntschaften zu schließen? Wer wollte mit wem intensive Diskussionen führen, wenn doch die neu gewonnenen Freundis gleich verschwinden würden? Und schließlich mensch selbst? Wozu kreative Tätigkeiten und neue Ideen? Irene hatte anfangs viel darüber nachgedacht, warum es überhaupt vier Tage dauern musste, bis sie von diesem Platz aus ihre Entscheidung endlich vollziehen könnte. Die Antwort fand sie erst mit der Zeit – und nun wollte sie sogar länger bleiben.

Am Nachmittag des zweiten Tages, also nur gut 24 Stunden nach ihrer Ankunft auf dem Platz, hatte sie die Menschen der Vorlesegruppe dann tatsächlich besucht. Sie stellte damals schnell fest, dass nur noch einige derer dort saßen, die sie so freundlich empfangen hatten. Bei zweien, so erfuhr sie, war die Zeit abgelaufen. Sie waren durch die blaue Tür auf ihre nächste und letzte Etappe entschwunden. Andere waren noch auf dem Platz, aber anderswo unterwegs. Trotzdem lebte die Vorlesegruppe weiter. „Schau mal, Irene. Hier liegt ein Buch, wo Menschen eintragen,

was sie in der Vorleserunde erleben. Es sind immer andere, aber das Tolle ist: Die Gruppe gibt es seit mehreren Monaten und es gibt nur ganz wenige Tage, wo nicht irgendwelche Geschichten oder Gedichte gelesen wurden.“ Das war wirklich bemerkenswert, denn jeweils nach vier Tagen waren ja alle Menschen ausgetauscht – die einen waren neu hinzugestoßen, die anderen durch die gegenüberliegende Tür wieder vom Platz gegangen. Aber das Lesen und Zuhören blieb. Jetzt wurde Irene selbst zum Teil dieses ständigen Wandels und trug dazu bei, dass es weiterging. Sie blieb eine Weile, hörte den Vorlesenden zu, aber zog nach einigen Minuten schon weiter, um mehr von dem Leben auf dem Platz mitzubekommen. Am zweiten Tag hatte Irene ihren Plan vom Anfang, hier in aller Ruhe und allein mit sich Abschied zu nehmen vom Leben, längst verworfen. Sie genoss das pulsierende Leben, welches hier – trotz der vielen Einschränkungen durch die Enge des Platzes und die Gebrechen der meisten Anwesenden – überall zu spüren war.

Nun war Irenes Zeit auf dem Platz fast vorüber, als sie, kurz vor ihrem eigenen Abgang vom Platz, noch einmal zur Runde stieß. „Ich habe etwas mitgebracht“, sagte sie gleich zur Begrüßung an die Vorlesegruppe. Blicke richteten sich erwartungsvoll auf sie. „Ein eigenes kleines, naja, vielleicht Gedicht. Eben gerade geschrieben.“ „Oh, schön“, hörte Irene aus der Runde. „Es reimt sich nicht, aber mir fällt kein besseres Wort ein.“ „Möchtest du uns das als Willkommensgruß vorlesen?“ „Gerne. Ich habe es geschrieben, weil ich die Streitdebatte da mitgehört habe. Da ging es darum. Als es fertig war, verspürte ich Lust, wieder zu euch zu kommen – aber nicht mit leeren Händen.“ Viele in der Runde lächelten und Irene sah das als Ermutigung an, ihren Text vorzutragen. Sie griff in ihren Korb, den sie mitgenommen hatte und zog den Block heraus, auf dem sie ihre Worte niedergeschrieben hatte. Ein Blick in die Runde versicherte ihr, dass nun tatsächlich alle gespannt warteten.

## Versuch eines Gedichts zu Soldaten und Mördern

Soldaten sind Mörder.  
Soldaten sind Mörder?  
Sind Soldaten Mörder?  
Sind Mörder Soldaten?

Soldaten sind keine Mörder. Sondern Killer.

Denn: Mörder haben individuelle Gründe für ihre Taten –  
Killer kennen nur zwei Motive: Kollektive Verblendung oder Geld.

Mörder glauben, dass es für sie besser ist, zu töten –  
Killer wissen nicht, wem das Töten nützt.

Mörder kennen ihr Opfer – Killer wissen nicht, wen sie töten.

Mörder töten mit Zielen – Killer töten als Selbstzweck.

Mörder handeln aus Gier, Verzweiflung, Ohnmacht –  
Killer berechnen ihr Tun.

Mörder sind Amateure – Killer sind Profis.

Mörder begehen Einzeltaten – Killer handeln in Serie.

Mörder tragen selten Uniform – Killer tragen oft Uniform.

Mörder wurden zur Ordnung gehängt – Killer wurden mit Orden behängt.

Soldaten sind keine Mörder.

Beleidigt die Mörder nicht länger, indem Ihr sie mit Soldaten vergleicht.



Kurzes Schweigen, Irene schaute vom Blatt auf – in die Runde. Eine Person nickte gedankenversunken. „Wunderschön“, beendete jemand mit langsamer Stimme die Pause. „Das hast du hier auf dem Platz geschrieben?“ „Ja. Nicht gezielt für euch. Ich schreibe gern. Aber als ich nun wieder zu euch kam, wollte ich es mitbringen.“ „Danke, Irene.“ „Bitte. Sehr, sehr gern geschehen. Es ist übrigens nicht das Einzige, was ich in diesen Tagen verfasst habe. Ich lese gern das andere auch noch vor.“ „Oh ja“, sagten zwei, fast im Gleichklang. „Aber nicht gleich. Denn ich freue mich jetzt erst einmal darauf, von euch etwas zu hören. Lest ihr noch im Anhalter durch die Galaxis?“ „Nein. Wir wollen gerade mit einem neuen Buch anfangen. Vorher hatten wir ein bisschen über das gestrige Buch geredet.“ „Und es kam noch jemand hinzu“, fügte eine andere Person an. „Dier hat auch Gedichte vorgetragen. Zwar keine eigenen, aber selbst ausgewählte von verschiedenen Autoris“. „Schön. Und was wollt ihr jetzt lesen?“ „Ein altes Komikbuch. Es stammt vom Ende des 20. Jahrhunderts.“ „Ach, ... von wem denn?“ „Loriot – ist wohl ein Künstlernamen. Kannte ich bislang nicht, soll aber gut sein und die damalige Zeit ordentlich auf die Schippe nehmen.“

Irene war eigentlich nicht so auf lustige Geschichten aus. Sie blieb trotzdem eine Weile sitzen, lauschte der vorlesenden Person, hörte ab und zu ein Lachen in der Runde, aber schweifte in ihren Gedanken immer wieder ab. Sie hatte unbewusst ihren Nummernzettel in die Hand genommen und betrachtete ihn gedankenversunken. Gleich müsste sie wieder zur blauen Tür gehen, um zu schauen, wie hoch dort die Zahl inzwischen gestiegen war. Viel Zeit würde ihr nicht mehr bleiben. Ihre vier letzten Tage im Leben gingen dann zu Ende. Sie waren erfüllter als viele der längeren Phasen ihres Lebens draußen. Welch ein Abschiedsgeschenk! Aber wie schade auch um die Welt da draußen ...

Wieder versank Irene in die Erinnerungen an die Zeit vor ihrer Ankunft auf dem Platz. Sie saß noch in der Vorleserunde, aber die ganz in der Nähe verlesenen Zeilen des Autors aus vergangener Zeit erreichten sie nur noch wie aus der Ferne. Sie hörte ihnen nicht mehr zu, sondern glitt in ihre Erinnerungswelt. So bemerkte sie nicht, dass sich ihr ein Mensch mit auffällig zerschlissener

Kleidung näherte. Sier kam ganz nah an Irene heran und flüsterte, um die Lesung nicht zu unterbrechen: „Hallo du, darf ich dich kurz etwas fragen?“ Irene erschrak. Sie war ganz in ihren eigenen Gedanken versunken gewesen und hatte nicht mehr darauf geachtet, was um sie herum geschah. Nun zuckte sie zusammen und schaute in Richtung der Worte. „Oh, ... tschuldigung“, hörte sie. Ihr Gegenüber hatte offenbar nicht damit gerechnet, dass Irene so geistesabwesend sein würde. Irene sah in ein schuldbewusstes Gesicht: „Schon gut.“ Irene betrachtete dien Neuankömmling. Sier musste neu sein auf dem Platz, jedenfalls hatte Irene siehn noch nicht wahrgenommen. Siern Haar war rotblond, aber verzottelt. Auf dem Oberkörper trug sier nur ein halb offenes Oberhemd. Zwei der fünf Knöpfe fehlten. Die Hosenbeine waren über den Knien abgerissen. Ein solches Aussehen war hier in der eingemauerten Runde selten, zumal es neben der roten Zugangstür einen Schrank mit Kleidung gab. Wer nach etwas suchte, fro oder die Farbe wechseln wollte, durfte sich dort bedienen. „Ja, was ist?“ fragte Irene jetzt. „Ähmmm, ... ich bin gegege ... gerade gekommen und habe keine Lulululu ... Lust, lalala ... lange zu warten.“ Irene versuchte Ruhe auszustrahlen. Ihr Gegenüber stotterte. Das erinnerte sie an Maja, eine frühere Freundin. Zweimal waren beide zusammen auf Weltreise gefahren. Maja fiel das Sprechen umso schwerer, je gestresster sie war. Irene war daher immer vorsichtig – aber auch, weil es einfach so schöne Zeiten waren: gefühlvolle, intensive Gespräche, wunderbare Stunden der Zärtlichkeit. Es war Irenes erste große Liebe. Der folgte dann leider das abrupte Ende im heftigen Streit.

„Tauschst du mit mimimi ... mir deinen Zettel?“ Irene war sofort hellwach. Es war der letzte Vormittag in ihrem Leben, damit hatte sie sich nun abgefunden. Sie hatte tauschen wollen, aber niemensch wollte. Dann gab sie auf – und nun kam jemensch. Doch Irenes erste Freude währte nur kurz. ‚Der ist gerade erst gekommen‘, schoss ihr durch den Kopf. Das heißt, sierne Nummer wäre so hoch, dass sie noch drei oder vier Tage eingemauert verbringen müsste. Das war ihr zu viel. Sie antwortete nicht sofort, sondern dachte nach. „Ja, war nununu ... nur eine Frage“, wollte sich die Person schon mit erneuter, entschuldigender Geste



abwenden. „Nein, warte“, sagte Irene. Sie erzählte ihm von ihrer Suche nach einer höheren Nummer und davon, dass sie nun davon ausging, dass heute Mittag Schluss sei. „Vier Tage will ich jetzt nicht plötzlich dranhängen.“ „Schade“, sagte der Mensch und ging, während Irene alle Gedankenzellen in Betrieb setzte, ob nicht irgendwie ein Dreh zu finden war, aus der Lage doch noch ihr Ziel zu erreichen, einen Tag geschenkt zu bekommen. Als die Hoffnung wieder aufkeimte, merkte sie, wie intensiv sie das immer noch wollte. Und ihr kam die passende Idee. „Moment“, lief sie ihm hinterher. „Ich weiß noch was“. Ihr war der Mensch eingefallen, der genau den richtigen Nummernzettel für sie hatte, aber selbst nach einer Verlängerung suchte. „Lass uns doch einen Dreiertausch machen!“ Der Mensch mit den zerschlissenen Kleider schaute etwas verwirrt. „Komm mit“, zog Irene sie hinter sich her und beide stapften in die Mitte des Rondells. Von dort schaute Irene in die Runde – hoffend, ihren gestrigen Gesprächspartner wiederzufinden. „Wie heißt du eigentlich?“ Sie bemerkte ein etwas verlegenes Lächeln: „Nenn mich Jo.“ „Okay, Jo, gerne – ich bin Irene und schon drei Tage hier.“ Irene drehte sich langsam um die eigene Achse. „Da, da müssen wir hin!“ Wieder zog sie ihn am Arm mit sich. Zwanzig Meter weiter dann ein „Hallo“ und die gleiche Begrüßung zurück. „Suchst du noch nach einer Verlängerung, also einem höheren Nummernzettel?“ platzte Irene sofort mit ihrem Anliegen heraus. „Du bist ja eifrig“, konterte ihr Gegenüber und fügte dann die Antwort an: „Im Prinzip schon – aber ich war fauler. Ich habe mit der Suche schnell aufgehört, als ich bei dir sah, wie aussichtslos das schien.“ „Doch, es klappt – für uns beide!“, schlug Irene nun den Dreifachtausch vor: „Ich habe eben Jo kennengelernt. Der will gerne meinen Nummernzettel, um schnell durch zu sein. Der könnte dir seinen geben, dann hast du zwei Tage mehr. Und ich bekomme deinen und habe einen Tag. Das wäre doch super für alle, oder?“ Eine kleine Pause entstand. Offenbar dachten alle nach, um die Sache genau zu verstehen. „Jajaja, ich verstehe ... verstehe“. Jo war ganz aufgeregt. Freude überwältigte ihn erkennbar. Und auch der Dritte, dessen Namen Irene gar nicht kannte, schien die Angelegenheit zu verstehen. „Das klingt gut. Lass uns das machen“, hörte Irene die

Zustimmung, und nach einer kleinen Pause: „Danke, dass du dran geblieben bist.“ Die drei tauschten ihre Zettel und blieben noch ein Weilchen stehen, schweigend. Dann nahmen sie sich kurz in den Arm, drückten sich und gingen wieder ihrer getrennten Wege.



### **Donnerstag, 11.30 Uhr**

Irene jubelte. Sie hatte ihren heiß ersehnten Tag mehr Zeit. Ob genau ein Tag bzw. ein paar Stunden mehr oder weniger, das hing davon ab, wie schnell sich heute die Nummern erhöhten. Doch in den nächsten Stunden würde das Irene erstmal nicht mehr interessieren. ‚Heute abend gucke ich mal wieder hin‘, beruhigte sie sich und begann zu überlegen, was sie mit der Zeit anfangen wollte. Im Kopf hatte sie zunehmend Trauer getragen, einige spannende Menschen nicht mehr kennenlernen zu können. Nun würde es diese Gelegenheit doch noch geben. Vor allem die Sache mit dem Gefängnis. Das würde sie nun als Erstes machen. Was aber, wenn die Person schon gar nicht mehr hier wäre? Irene stockte der Atem. Das Wissen und die Erlebnisse, die sie jetzt so interessierten – einfach weg, weil tot?

Irene rannte zur Säule und schaute sich von dort um. Dann ein erleichterter Gesichtsausdruck: Sie entdeckte die alte Frau wieder. Sofort ging sie zu ihr. „Ach, du kommst ja doch noch. Ich hatte schon nicht mehr mit dir gerechnet“, wurde sie mit etwas Spott, aber freundlicher Stimme empfangen. „In zwei, drei Stunden ist für mich Schluss.“ „Oh“, zog sich Irene gedanklich ein bisschen zurück. „Da willst du sicherlich nicht jetzt mit mir über Vergangenes reden.“ „Doch. Ich hätte es sogar schade gefunden, wenn du nicht mehr gekommen wärest.“ „Warum?“ „Na, weil es doch nichts Schöneres gibt, als dass sich Menschen für etwas interessieren.“ „Ja, das stimmt schon – aber du gibst es an mich weiter. Für einen Tag, dann bin ich auch tot.“ Die alte Frau legte den Kopf etwas schräg: „Das kommt vor – irgendwas kann immer passieren.“ Nach einer Pause dann: „Lass uns reden. Komm‘ mit rüber zum Sofa. Oder hast du einen anderen Wunsch?“ „Nein, nein. Das ist schon gut so.“ Irene war beeindruckt und sehr dankbar, dass die Frau ihr ihre letzten Stunden schenken würde. Beide schlenderten ein paar Meter über den Platz und ließen sich dann in das im Freien stehende Sofa fallen. „Was willst du wissen?“ Irene überlegte: „Eigentlich alles.“ Die alte Frau lachte: „Dafür wird die Zeit wohl nicht reichen.“ Irene zuckte mit den Achseln. „Gefängnisse sind eine ganz andere Welt. Der Knast funktioniert nach völlig eigenen Regeln. Einer ganzen Menge absurder, komplexer Regeln. Jedes Detail folgt einem Plan, einer Verordnung, zu jeder Kleinigkeit gäbe es unendlich viel zu berichten“ „Gut“, entgegnete Irene, „es geht mir ja auch gar nicht so um die Details. Was war das Besondere, also das Prägende? Ich meine, für die Gefangenen.“ „Hmmm, ... da gibt es Mehreres. Ich denke, ein ganz zentraler Punkt war die Zeit. Die Tage waren ohne Besonderheiten, die Stunden schlichen nur ganz langsam dahin. Das war die eine Seite. Die andere: Die Menschen waren in den kurzen Momenten außerhalb ihrer Zellen ständig gestresst und haben versucht irgendwelche kleinsten Verbesserungen der Lebensbedingungen zu erreichen – Kleingeld für das Münztelefon eintauschen oder Tabak besorgen oder Briefmarken. Das ist der Kern aller Aktivität, die im Knast abläuft. Dabei gleicht ein Tag dem anderen. Du weist eigentlich schon, was du in zwei Jahren ma-

chen wirst – und bis dahin.“ „Wie sahen die Tage denn aus?“ „Der Tagesablauf war immer gleich eintönig, und total absurd. Um 5.45 Uhr wurde auf der Station, auf der ich eingesetzt war, geweckt – per Piepston aus dem Zellenlautsprecher. Um 6 Uhr gingen dann nacheinander die Türen auf und Frühstück wurde gereicht. Immer schön einzeln, nur keine Kommunikation. Jede Tür ging auch sofort wieder zu. Wer nach dem Weckpieps nicht gleich aufstand oder wieder eingeschlafen war, hat halt nichts bekommen. Ach ja, wer noch nicht richtig angezogen war, auch nicht. Pech – kein Frühstück. Danach war erstmal wieder Ruhe.“ „Verstehe ich das richtig: Die Menschen, also die Gefangenen saßen alle in einzelnen Räumen herum. Dann ging kurz die Tür auf, Essen rein und fertig?“ „Ja. Das war das Dominierende am Knast: Allein sein, mit niemandem reden können, ausgeliefert sein, Zeit totschiagen.“ „Und was machten die, wenn die Tür zu war?“ „Fast alle hatten einen Fernseher auf ihrem Zimmer, der mehr oder weniger durchlief. Ganz wenige auch eine Zeitung, aber die kam wegen der Kontrollen frühestens nachmittags“ „Die konnten nie mit anderen Gefangenen reden?“ „Doch. Um 9.15 Uhr begannen die Phasen des Hofgangs. Die Zellen der Gefangenen waren auf Trakte aufgeteilt. Trakt für Trakt durften die Gefangenen pro Tag eine Stunde raus. Ungefähr 30 Menschen waren dann, immer komplett überwacht natürlich, auf dem Hof.“ „Was machten die da?“ „Das war eigentlich nicht vorgeschrieben – aber was wolltest du da schon groß machen – der Hof war eintönig und grau betoniert. Irgendwo war, glaube ich, eine Tischtennisplatte. Manche lagen oder saßen bei gutem Wetter einfach in der Sonne oder gingen im Kreis.“ „Wie? Wirklich? Ich dachte, das gäb's nur in Filmen.“ „Nö, das haben sogar immer ziemlich viele gemacht. Niemand hat sie dazu gezwungen. Aber wenn du dich bewegen wolltest, war es im Kreis schon noch das Sinnvollste.“ „Gut – so eine Stunde ist aber ja schnell vorbei. Was passierte dann?“ „Um 11 Uhr gab es Mittag – wieder so, wie beim Frühstück: Tür auf, Essen rein, Tür zu.“ Irene hing längst an den Lippen der Frau, die aus ihren Erinnerungen erzählte. „Bekamen alle das Gleiche zu essen?“ „Im Großen und Ganzen schon. In der damaligen Zeit war Fleischkost noch weit verbreitet. Ich glaube sogar, die hieß im Gefängnis Normalkost.“

Weil bevorzugt Ausländer eingesperrt wurden, gab es einige Varianten je nach Religionszugehörigkeit, z.B. kein Schweinefleisch.“ „Moment, nicht so schnell. Warum wurden Menschen aus anderen Ländern öfter eingesperrt? Bringen die mehr Menschen um?“ „Nein, aber das wäre auch egal. Wegen Mord waren nur ganz wenig Menschen im Gefängnis. Es ging da um ganz andere Sachen: Reichtumsunterschiede wurden von den bewaffneten Schergen des Staates verteidigt. Wer umverteilt und sich dabei erwischen ließ, wurde eingesperrt als Dieb, Schwarzfahrer, Hehler oder Raubkopierer. Ich glaube, dass die Polizei einfach Menschen, die nicht dem eigenen Staat angehörten, viel häufiger schikanierte und Richter sie viel häufiger verurteilt haben. Einfach weil sie die nicht mochten, Vorurteile hatten – was weiß ich. Außerdem gab es Gesetze, gegen die nur Ausländer verstoßen konnten. Zum Beispiel die Residenzpflicht. Das war ein Gesetz, das Menschen vorgeschrieben hat, einen bestimmten Landkreis nicht zu verlassen. Da durften die einfach nicht raus, selbst wenn sie nur in den nächsten Ort wollten. Und wenn der Staat Menschen rausschmeißen wollte aus seinem Land, wurden die auch erstmal eingesperrt, teilweise sogar direkt an den Flughäfen, von wo aus die Leute dann mit Zwang weggeflogen wurden. Das machte der Staat aber nur mit Leuten, die er nicht zu seinen Einwohnern zählte.“ Irene hatte zugehört, war aber in ihren Gedanken etwas abgewichen: „Warum benutzt du noch diese alten Sprechweisen mit nur männlichen Wörtern?“ „Ach, stimmt. Ich habe es mir irgendwie nicht abgewöhnen können. Eigentlich ist das gut, dass es jetzt anders ist. Aber siehst du? Ich bin alt, ich habe es lange anders eingetrichtert bekommen. Das ist einfach hängen geblieben in meinem Kopf. Ich hoffe, es stört dich nicht allzu sehr.“ „Nein, es fiel mir nur auf. Jetzt für mich und die letzten zwei Stunden brauchst du das nicht mehr ändern.“ „Eigentlich ist es ja nie zu spät, aber ich glaube, ich finde mich jetzt wirklich damit ab, dass es auch den kurzen Rest meines Lebens so bleibt.“ „Erzähl weiter – was kam nach dem Mittagessen?“ „Nicht so viel. Zwischen 14 und 15 Uhr wurde das Abendessen ausgeteilt. Also nochmal die gleiche Prozedur. Irgendwann – ich weiß die Zeit nicht mehr genau, gab es zudem eine Phase, in der die Türen auf

jedem Trakt offen waren. Aber nicht zwischen den Trakten, das heißt die Gefangenen eines Traktes konnten auf dem Flur zusammen reden oder in einer Zelle zusammen sitzen. Ich glaube aber, immer nur mit höchstens drei Leuten in einem Raum. Mehr als diese paar Mal öffnete sich die Zellentür nicht, es sei denn, jemand brauchte eine Kopfschmerztablette – weil der Kopf dröhnte oder die Langeweile nicht mehr auszuhalten war. Ob dann aber wirklich Hilfe kam, war eher ein Glücksspiel.“ „Und das war jeden Tag so?“ „Ungefähr ja. Am Wochenende war alles leicht verschoben: Frühstück um 7 Uhr, Hofgang erst nach dem Mittag. An ein paar Tagen war irgendwas Besonderes: duschen, Sport. Am Samstag gab es pro Trakt einen Videofilm auf dem Gang. Aber im Grunde herrschte immer die gleiche triste Langeweile und die immer gleiche Routine.“

„Puh“, drückte Irene ihr Entsetzen aus. „Das hält doch niemensch lange aus, ohne kaputt zu gehen. Wie lange waren die Menschen da drin?“ „Das war sehr unterschiedlich. Einige saßen nur wenige Tage ab, weil sie eine Geldstrafe nicht zahlen konnten oder gar nicht verstanden hatten, dass sie hätten zahlen müssen, um nicht eingesperrt zu werden – also fast nur arme Leute aus eher bildungsfernen Schichten. Andere blieben viele Jahre. Irgendwann hatte sich der Staat zudem noch eine Extraform des Einsperrens ausgedacht, die sogenannte Sicherungsverwahrung – ach, tschuldigung: Sicherungsunterbringung hieß das ja dann, damit es schöner klang. Da wurdest du eingesperrt, weil der Staat fand, du seist gefährlich. Einfach so. Ohne dass irgendwas Neues passiert wäre. Dann hattest du deine Strafe abgessen, und die wollten dich einfach nicht gehen lassen und haben sich überlegt, du seist gefährlich. Dann bliebst du einfach drin.“ „Aber die meisten kamen schon nach einiger Zeit wieder raus, oder?“ „Ja schon. Aber oft nur für kurze Zeit. Gefängnis macht Menschen kaputt, isoliert sie von ihren Freunden und Bekannten draußen. Nicht nur wegen der realen physischen Distanz, sondern auch wegen der Mauer im Kopf. Manchmal waren die Mauern in den Köpfen höher als die Stacheldrahtmauern um die Gebäude – wer im Knast gesessen hatte, galt als böse, Menschen versuchten, sowas zu verheimlichen vor ihrem Umfeld. Kinder wurden belogen, ihre Eltern seien

im Krankenhaus oder auf Kur. Wer einmal im Knast war, kam oft wieder. Ich hatte nur wenige Personen zur Betreuung, die das erste Mal da drin waren. Viele kehrten mehrmals zurück. Das kam schon vor, dass du vielleicht Anfang 30 warst, aber schon 10 oder 20 mal bestraft wurdest. Oder ich hatte mal wen, einen richtig alten Mann, der das 16. Mal eingesperrt wurde. Insgesamt summierten sich bei ihm 29 Knastjahre.“ „Der hat dann nicht viel Leben draußen gehabt, oder?“ „Nein, im Gegenteil. Ich erinnere mich noch, dass er einmal elf Tage nach seiner Entlassung zurückkam. Er war – trotz seines Alters – in eine ganz blöde Kneipenschlägerei verwickelt und hatte nun wegen gefährlicher Körperverletzung wieder einige Jahre Haft zu erwarten. Es ist vielleicht schwer zu glauben, aber der nahm das eher gleichgültig hin.“ „Warum? Ist Gefängnis doch aushaltbar?“ „Naja, der Knast war sein Leben geworden. Viele von denen, mit denen ich zu tun hatte, hatten draußen kein soziales Umfeld mehr. Aber sie kannten die Menschen im Knast, ihre Gewohnheiten. Manche kannten noch die Zeit der ganz alten Terrorismus-Prozesse – weißt du davon? Deutscher Herbst und so?“ Irene nickte: „So ungefähr jedenfalls. Nichts Genaues.“ „Nun – die damaligen Staatsgejagten wurden ja nach ihren Verurteilungen auf verschiedene Gefängnisse aufgeteilt. Die alten Dauerinsassen dort lernten sie also kennen und berichteten später davon, wie andere aus ihrer Verwandtschaft erzählen. Der Knast war Heimat geworden, die Menschen dort zur Familie. Und wenn du den Knast kennst, dann bist du den Herausforderungen dort eher gewachsen als dem Leben draußen. Wenn dir drinnen alles abgenommen wird, fällt es dir draußen schwer, selbst Entscheidungen fällen zu müssen, deinen eigenen Weg zu gehen. Keiner sagt dir dann mehr, was du tun musst.“ „Kannten die denn keine Menschen mehr draußen?“ „Nur wenige auf Dauer. Du musst dir vorstellen, dass damals die Gefangenen alle 14 Tage eine halbe Stunde Besuchszeit hatten mit maximal drei Personen, die kamen. Also: Insgesamt 30 Minuten für alle zusammen. Der Besuch lief in einem überwachten Raum. Wer als gefährlich galt, hatte sogar eine trennende Scheibe dazwischen.“ „Upps“, staunte Irene, „das wusste ich nicht.“ „Das ist auch nicht viel nach draußen gedungen. Wer in U-Haft, also

Untersuchungshaft war – das war die Phase vor dem eigentlichen Prozess und der Verurteilung, konnte Besuch sogar nur nach richterlicher Erlaubnis und jeweils nur für kurze Zeit empfangen. Die Wartezeit vom Antrag bis zum Besuch betrug 4 bis 6 Wochen. Daran sind viele immer wieder verzweifelt. Sonstiger Kontakt nach draußen ging auch nur mit richterlicher Genehmigung. Also Brief schreiben, ans Amtsgericht schicken – natürlich offen, so dass andere mitlesen konnten, da schreibst du nichts Persönliches oder gar Intimes mehr rein. Die Beamten entschieden dann, ob sie ihn weiterschickten.“ „Woher kam die Briefmarke?“ „Problem der Gefangenen ... einkaufen zum Beispiel im Knast- internen Laden. Der funktionierte als Bestellliste, mehr war nicht. Außerdem: Einkauf gab es nur alle 14 Tage und wer weniger als 14 Tage da war, hatte dann halt Pech. Viele bekamen auch überhaupt kein Taschengeld. Dann war auch nichts mit Schreiben, Rauchen, Telefonieren. Etliche Zeitungen und Fernsehsendungen hetzten gegen Kriminelle und bezeichneten Gefängnisse als Hotels. Die Journalistis – ha, ich lerne das doch noch – also die Journalistis, die sowas schrieben, waren sicherlich nicht dort.“ Irene schaute schockiert. Die Frau berichtete weiter: „Die Trennung von der Außenwelt ließ das soziale Umfeld der meisten Gefangenen abbrechen. Es gab nichts mehr, warum sie die Knastlose Zeit – also die nach der Haft – als sinnvoller für sich empfinden konnten. Draußen wurde vieles fremd, sie hatten Angst um die Existenz und waren meist allein. Der Knast schürte hingegen bei ihnen keine Angst mehr. Er war das Gewohnte – fast wehte ein Hauch von Geborgenheit gegenüber der Fremde da draußen.“ „Aber“, unterbrach Irene den Redefluss ihrer Berichterstatteerin, „dann hatte Knast ja gar keine Wirkung auf Menschen, die Verbotenes tun.“ „Jedenfalls keine Gute. Es war sogar das Gegenteil: Knast produzierte sogenannte Kriminelle, weil er die Menschen sozial komplett entwurzelte und den Wechsel von Knast und strafbaren Handlungen in der ja auch nur relativen Freiheit draußen zur Alltagsroutine werden ließ.“ „Warum wurde so lange nichts geändert? War das nicht bekannt?“ „Doch. Also jain. Die Menschen, die mit dem System nichts zu tun hatten, haben weggeschaut und sich gern belügen lassen. Sie wollten es glauben,



dass sich ein starker Staat darum kümmert, alle Probleme zu lösen. Hohe Mauern sehen aus wie eine ernst gemeinte Lösung, und damit war alles gut. Aber natürlich wussten alle, die mit dem System mehr zu tun hatten, dass Gefängnisse keine positiven Wirkungen auf Menschen entfalten. Dafür waren sie aber auch gar nicht da!“ „Sondern?“ „Der Knast sollte einschüchtern. Menschen einsperren und sozial kaputt machen zu können, zeigte Potenz. Knäste waren Kraftmeierei des maßregelnden Staates. Der wollte sich damit Respekt verschaffen.“ „Auf dem Rücken der Menschen dort?“ „Ja. Die Menschen waren dem Staat immer egal. Es gibt Funktionseliten in Staaten, die haben sich selbst bereichert oder um eigene Vorteile gekämpft – auch Seilschaften, die sich gegenseitig gefördert haben. Aber insgesamt sind Staaten eiskalte Maschinen, die alle Menschen zermalmen, die ihnen unnütz oder sogar schädlich erscheinen. Also wie Konzerne auch, da ist kein Unterschied. Alles kalte Maschinen ...“ „Ja klar, das weiß ich“, wehrte Irene das Abschweifen vom Thema ab. „Hatten die Gefangenen wenigstens Träume von einem freien Leben?“ „Träume? Nein, die allerwenigsten hatten überhaupt irgendwelche Pläne oder Hoffnungen. Einige hatten Beziehungen von denen viele wegen des Knastes zerbrachen, aber solange sie bestanden, gab die Sehnsucht Halt, nach Haftende in eine heile Beziehung zurückkehren zu können. Fotos halfen über die Tage, ständig hatten sie die Hoffnung auf Briefe im Kopf. Es gab aber natürlich auch Ausnahmen. Ich habe Menschen kennengelernt, die im Knast begannen, sich etwas für ihre eigene Zukunft vorzunehmen. Wie weit sie damit kamen, weiß ich aber nicht.“

„Was hast du eigentlich gemacht da?“ „Ich war Ärztin, aber oft auch, wenn mal nicht der übliche Zeitstress war, Seelendoktor für die Gefangenen. Da gab es zwar auch Sozialarbeiter oder Psychologen, aber die wurden noch mehr als Teil des Knastapparates gesehen – was ja auch stimmte, weil die keine Schweigepflicht hatten und auf den Konferenzen dabei waren, wo über das Schicksal von Gefangenen entschieden wurde.“

Irene starrte ziellos auf den Platz. Der Bericht setzte ihr zu. Ihr Kopf suchte Entlastung. „Wollen wir uns einen Tee kochen?“ „Gerne.“ Sie standen auf und schlenderten zu der grün-gelb

gemusterten Küche. Dort war eine kleine Gruppe am Kochen. Irene begrüßte alle ausgiebig. „Hallo Irene. Du wirkst so entspannt, aber du bist doch gleich dran, oder?“ „Nein, unfassbar – ich hab doch noch jemensch gefunden.“ Irene erzählte von ihrem Dreifachtausch, was freudige Kommentare bei anderen in der



Küche auslöste. „Wir brauchen ja nur Heißwasser“, wandte sich Irene wieder der alten Frau mit Gefängniswissen zu. Die hatte schon Tee und ein Tee-Ei in die Hand genommen. Knapp zehn Minuten später waren beide, mit Kanne und Tassen in der Hand, wieder auf dem Weg zu einer Sitzecke. Sie nahmen zunächst schweigend einige vorsichtige Schlucke des noch heißen Getränks. Dann griff Irene den Gesprächsfaden wieder auf: „Männer und Frauen waren getrennt, oder?“ „Ja, das war so bis zum Ende der Zeit geschlossener Haftanstalten.“ „Wie haben die das ausgehalten? Das waren doch nicht nur Singles?“ „Nein, natürlich nicht. Wer im Knast lebt, wird aus allen Beziehungen gerissen. Ich selbst war hauptsächlich in einem Männergefängnis tätig.“ „Als

Frau die Ärztin im Männerknast?“ „Warum nicht? Frauen mussten auch Jahrhunderte lang zu Männern als Frauenärzte.“ „Aber ging das?“ „Ja, ich hatte keine Probleme. Ich weiß natürlich nicht genau, was hinter meinem Rücken alles über mich oder irgendwelche Teile von mir geredet wurde.“ „Meinst du?“ „Angesichts der dominanten Heterosexualität und der im Knast verbreiteten Homophobie, die schwule Knackis lieber schweigen lässt, steht ständig nur das Reden über Frauen im Vordergrund, bzw. genauer: über bestimmte Körperteile der Frauen, die eher nicht über den Schultern liegen. Frauen waren meist Objekt der Begierde und der Reduzierung auf ihre Körper. Die meisten im Knast sprachen von Frauen, selbst von einer Freundin, die draußen noch wartete, als ‚Fotze‘. Das widerte mich an, ich protestierte oft gegen solchen Sprachgebrauch. Aber ich habe immer genauer hingesehen, nach Motiven gesucht und viel mit denen geredet, die so dachten und sprachen. Das hat einiges offenbart. Das schnelle Urteil derer, die ihre Beziehungen selbst organisieren können und solche sprachlichen Übergriffe schnell verdammen, passt nicht auf die Situation im Knast. Hier herrscht eine Mischung aus Sehnsucht und Sexismus, die verschmolzen sind. Wenn ein Knacki eine Halsschmerztablette anfordert, um durch die kleine Klappe in der Zellentür einmal am Tag auf mein Gesicht gucken zu können, so war ich am Anfang empört. Später fiel es mir immer schwerer, das als Sexismus zu brandmarken.“

Irenes Entsetzen wuchs: „Es gab gar keine Zärtlichkeiten – einfach nichts?“ „Nein, beziehungsweise ... Wenn, dann versteckt, weil Homosexualität verpönt war. Unter den Gefangenen gab es klare Hierarchien – Schwule standen da sehr weit unten und hatten es ätzend schwer. Wenn du normal sein wolltest, hattest du hetero zu sein. Viele hatten Pornos auf ihrer Zelle.“ „Klingt jetzt für mich eher abstoßend.“ „Ist es ja auch. Aber eben im Knast doch was anderes – fand ich.“ „Naja. Frauen als Fotze zu bezeichnen oder sich an Pornos aufzugeilen, bleibt doch auch dann sexistisch, wenn es im Knast passiert.“ „Mag sein. Ich habe mich aber schwer getan, das zu verurteilen.“ „Du kannst doch den Knast ablehnen, aber trotzdem blödes Verhalten im Knast kritisieren.“ „Aber vielleicht ist es eben nicht das Gleiche. Wer ein Bild von

Nackten an die Wand der eigenen Zelle hängt – wohlgermerkt als pornografisches Bild, also als Objekt eigener sexueller Stimulierung -, projiziert dort etwas Unerreichbares. Das ist ein Unterschied zu draußen. Und den Unterschied will ich mitdenken.“ „Aber das kann es doch draußen auch bei einzelnen Menschen geben.“ „Ja, schon. Aber dann würde ich das auch in meine Bewertung einfließen lassen. Alles über einen Kamm zu scheren, ist immer gefährlich.“ „Aber Sexismus zu rechtfertigen, auch.“ „Will ich doch gar nicht. Ich will nur nach Bedingungen und Motiven fragen – nicht, um die Sache dann zu tolerieren.“ „Aber damit relativierst du das.“ „Ich finde nein.“ „Doch ... ich kann ja schon verstehen, dass du diese krassen Verhältnisse im Knast nicht ausblenden willst. Aber wir müssen uns trotzdem einmischen und, wenn nötig, auch eingreifen. Draußen wie drinnen.“ Die alte Frau zuckte mit den Achseln. „Vielleicht ist es ein Glück, dass wir die Frage nicht mehr klären müssen – einmal, weil wir hier sind, zum anderen, weil es die Knäste so nicht mehr gibt.“

Irene widersprach nicht weiter. Sie wollte die Zeit nutzen, mehr zu erfahren. „Wenn die Knäste fein säuberlich nach Männern und Frauen getrennt waren: Was geschah mit denen, die da nicht reinpassten?“ „Pech.“ „Und Kinder?“ „In einigen Frauenabteilungen gab es früher die Möglichkeit, sogenannte eigene Kinder mit in die Gefangenschaft zu nehmen.“ „Wieso nur in den Frauenabteilungen?“ „Naja, das war halt so die Denke. Wenn es hart auf hart kam, konntest du noch Jahrzehnte nach der formalen Gleichstellung von Mann und Frau die klassischen Rollenzuweisungen sehen. Das ging locker bis Mitte des Jahrhunderts so. Als um 2040 herum erste Überlegungen für Kinderabteilungen in Männerknästen aufkamen, war die Debatte schon insgesamt so weit, dass das vorher ungeheuer aufgeblähte Straf- und Einsperrsystem langsam zurückgefahren wurde, bis es schließlich vor einigen Jahren endlich ganz verschwand.“

„Du hast doch vom Knast gelebt, also finanziell meine ich.“ „Ja.“ „Hast du ihn gemocht oder gehasst?“ „Tja – eigentlich war mir wie allen Bediensteten klar, dass wir ein riesiges Verbrechen begehen oder zumindest mittragen. Aber wir haben das verdrängt. Wir mussten uns etwas einreden, um den Widerspruch auszuhalten.“

Den Erzählungen der autoritären Eliten wollten wir gerne glauben, damit wir besser klarkommen im Job. Aber eigentlich wussten alle, dass es Lügen waren.“ „Scheiße“, murmelte Irene. Die alte Frau ließ eine Pause und fügte dann an: „Wenn ich es recht bedenke, war alles noch perverser. Ich kenne Kollegis, die sich als AbolitionistInnen bezeichneten.“ „Was ist das?“ „So hießen damals die absoluten Knastgegnis.“ „Wie? Die arbeiteten dann trotzdem im Gefängnis?“ „Ja, das hat es alles gegeben ... ach, es wäre wahrscheinlich so vieles schneller besser geworden, wenn wir alle nicht so viel verdrängt hätten. Die Schwäche der Menschen ist, sich mit so viel verdammt viel abfinden zu können.“ „Und du selbst?“ „Ja, ich auch. Ich hatte meinen Büroraum neben dem Behandlungszimmer. Da hing ein hübscher Bilderrahmen mit einem Spruch von Oscar Wilde zu Justiz und Gefängnissen. Der war richtig radikal. Ich hab ihn mir immer angeschaut und doch weitergemacht. Irgendwann konnte ich den auswendig, aber ich habe trotzdem weitergemacht.“ „Hast du den selbst aufgehängt.“ „Ja, ... irre, oder?“ „Kannst du den immer noch auswendig?“ „Puh, lange nicht drüber nachgedacht.“ „Versuch es bitte. Vielleicht aufschreiben ... für mich? Ich würde den auch gerne kennen.“ Irene fingerte nach einem Stift und Papier: „Bitte. Es würde mich sehr, sehr freuen.“ Die alte Frau griff nach dem, was Irene ihr hinhielt und beugte sich über das Blatt. Lange geschah nichts und Irene fürchtete, die Frau würde sich nicht mehr erinnern können. Dann aber kamen doch die ersten Worte in krakeliger Schrift auf den kleinen weißen Bogen. Dann weitere, kleine Einfügungen, ein durchgestrichenes Wort. Irgendwann schaute die alte Frau hoch und reichte Irene mit entschlossener Handbewegung Stift und Zettel zurück. „Ja, so war’s. Bitte sehr, ... zurück an dich. Was auch immer du damit jetzt noch machst.“ Irene stand die Freude deutlich ins Gesicht geschrieben. Sie schaute kurz auf das Blatt, faltete es sorgfältig und schob es in die kleine Tasche, die auf ihrem Hemd aufgenäht war.

Dann schaute sie wieder auf die alte Frau: „Warum hast du das überhaupt angefangen?“ „Vielleicht klingt es komisch, aber: Ich habe mich nie entschieden, im Knast zu arbeiten. Das kam einfach so. Damals galt Dein ganzes Leben nur etwas, wenn du Arbeit

hattest. Und alle in deinem Umfeld haben dahingehend versucht, dich zu bearbeiten, jeder Versuch eines Ausbruchs wurde belächelt, kleingeredet. Wenn du nicht funktioniert hast, warst du der Familie peinlich, du machtest halt „nichts Richtiges“. Alle Menschen – naja, fast alle – durchliefen den gleichen Lebenslauf. Ein paar Jahre Kindheit waren noch verschont, aber der Druck, dich zu einem funktionierenden Arbeitsrädchen zu machen, schob sich immer weiter nach vorne. Selbst Kindergärten, ich glaube so ab 3 Jahren üblich, gerieten in den Sog, nichts als Trainingszentren für zukünftige willige Vollstreckis ökonomischer Ziele zu sein. Ich habe all das auch ziemlich willenslos mit mir machen lassen. In einer Welt, in der vom Kaugummi bis Liebe, von Macht bis zur Gesundheit alles für Geld zu haben war, ist der Schein – heute

Mit der staatlichen autoritären Gewalt ~~wird~~ <sup>werden</sup> die Gefängnisse <sup>in</sup> verschwinden. Das wird ein wahrhaft große Fortschritt sein von großen Wert. Wie in den wahren historischen <sup>Revolutionen</sup> <sup>Volksbewegungen</sup> <sup>gegenüber</sup> <sup>den</sup> <sup>gewalttätigen</sup> <sup>Regimen</sup> <sup>der</sup> <sup>Welt</sup> <sup>von</sup> <sup>heute</sup> <sup>zu</sup> <sup>gestern</sup> <sup>die</sup> <sup>Wirklichkeit</sup> <sup>ist</sup> <sup>die</sup> <sup>von</sup> <sup>den</sup> <sup>großen</sup> <sup>E</sup> <sup>völlig</sup> <sup>von</sup> <sup>Ekel</sup> <sup>erfüllt</sup> – nicht wegen der Taten der Verbrecher, sondern wegen den von den Guten angelegten Strafen. Die Menschen werden viel mehr durch das <sup>systematische</sup> Verhängen von Strafen verurteilt, als durch das gelegentliche Vorkommen von Verbrechern. Deshalb werden daraus ergibt sich von selbst, daß <sup>es</sup> <sup>so</sup> <sup>viel</sup> <sup>mehr</sup> <sup>Strafen</sup> <sup>verhängt</sup>

eher der Geldchip auf dem Ausweis – die Freiheit. Du lohnarbeitest, also warst du. Das ist wie Bestechung. Die einen betonieren für Geld die Landschaft zu, die anderen trichtern Herrschaftswissen in die Köpfe, die nächsten werfen Bomben ab. Wenn du sie fragst, warum sie das tun, antworten sie: Das ist mein Job.“ „Aber Menschen einsperren?“ „Es war egal. Du hast nicht viel nachgedacht. Ich habe eine Laufbahn eingeschlagen. Ich lernte Medizin. Ich war Ärztin. Den Titel in Geld umzusetzen, ging auf jedem bezahlten Arbeitsplatz, wo deine Qualifikation gefragt war. Ich hätte das überall gemacht, es war der Kanal meines Lebens. Als ich fertig gelernt hatte, bewarb ich mich auf alle freien zu meiner Ausbildung passenden Stellen – es war bedeutungslos, wo ich arbeite. Bedeutend war nur, dass ich Arbeit hatte. Es ist eine große Maschine, die dich schluckt.“

Die Frau schwieg. Irene nutzte das für weitere Fragen zum Alltag zwischen den Knastmauern. Was sie hörte, fraß sich weiter in ihren Körper als schmerzender Einblick in dunkelste Kapitel menschlichen Zusammenlebens. Da riss jemensch noch kurz vor ihrem Tod einen Vorhang zur Seite. Der Blick auf die dahinter liegende Bühne war bedrückend. Gab es wenigstens unter den so behandelten Menschen Solidarität? „Wie war das mit den Gefangenen untereinander. Haben die sich geholfen oder auch noch gegenseitig fertig gemacht? Oder ... hatten die überhaupt viel Kontakt zueinander?“ „Der Kontakt untereinander war auf wenige Stunden am Tag begrenzt. Wer Arbeit bekam – und dann auch arbeiten musste -, sah wenigstens etwas länger andere Gesichter. Aber wer Knacki war, war ja bereits ganz unten. Nur noch die anderen Knackis blieben als mögliche Opfer fortgesetzter Unterdrückung. Das nannten wir damals Radfahren: Nach oben buckeln, nach unten treten. Je nach Stellung in den damals vorherrschenden ethnischen Gruppen und nach dem Delikt, wonach du verurteilt warst, gerietest du leicht in eine strenge Hierarchie. Die Knastleitungen haben das zusätzlich ausgenutzt. In den Werkgruppen – im Gefängnis herrschte ja Arbeitszwang – gab es sogar oft formale Hierarchien. Modernes Knastmanagement zerschlug selbst die kleinsten Ansätze von Solidarität und ließ die Knackis sich selbst kontrollieren. Wenn die Knacki-Chefs die



anderen zum Arbeiten brachten, bekamen sie Vergünstigungen. Wenn die Knacki-Arbeiter viel schafften, meldet das ihr Vorarbeiter und es gab Vergünstigungen für die Arbeiter.“ „Na, da lief dann wohl alles wie geschmiert“, entfuhr es Irene. „Ja, weitgehend schon. Jedenfalls angesichts des Elends waren die ganz schön ruhig.“ „Ruhig im Sinne von hoffnungslos, resigniert?“ „Ja. Hinzu kam noch die verbreitete Abhängigkeit von Drogen, allen voran Tabak. Um das Geld dafür zu erhalten oder bei damals ja noch illegalisierten Drogen überhaupt die Chance zu haben, über Kontakte zu anderen an das Zeug heranzukommen, waren die Gefangenen zum Befolgen der Arbeitsanweisungen gezwungen. Es war halt die einzige Chance, aus dem totalen Elend von Isolation, Armut und zermürender Langeweile herauszukommen – nur ein ganz kleiner Aufstieg, aber der einzige, der den meisten blieb.“ „Außer Arbeit und Rumhängen auf der Zelle gab es keine Beschäftigung?“ „Wenig. Die meisten Knäste hatten noch ein paar organisierte Freizeitgruppen, zum Beispiel die eine oder andere Sportart. Wer da rein wollte, musste zuerst – wie bei jeder Kleinigkeit – ein Anliegen schreiben. Das sind Zettel, auf denen du aufgeschrieben hast, was du wolltest, z.B. eine neue Zahnbürste oder einen neuen Stift. Das ging dann durch die Verwaltungsmühlen und irgendwann wurde Dein Anliegen erfüllt – oder auch nicht. Für eine Freizeitgruppe musstest du dich so auch bewerben – und dich dann, wenn es klappte, einem ganzen Paket zusätzlicher Anweisungen unterwerfen und konntest natürlich auch jederzeit wieder rausfliegen. Ich erinnere mich noch an einige, die in einem Schaukasten auf dem Hof aushingen. Da hatte ich mal reingeguckt. Mit dem Antrag auf Zuteilung zu einer Freizeitgruppe erkannten die Antragsteller alles an, was sich quadratisch denkende Köpfe da zusätzlich so ausgedacht hatten. Die Teilnahme musste regelmäßig sein, aber die Erlaubnis dazu war jederzeit widerrufbar. Alle mussten ein Weisung gebundenes Verhalten zeigen, wie es damals immer hieß. Absurd fand ich, dass diese Anweisung von der gewählten Gefangenenvertretung unterschrieben war, nicht von der Anstaltsleitung.“ „Haben die das freiwillig gemacht?“ „Naja, so freiwillig, wie der Knast halt so ist. Wegducken wird da anerzogen – und viele machen halt auch



dabei mit, ihre eigene Unterdrückungsmaschinerie in Gang zu halten. Darin sah ich immer den Unterschied zwischen Demokratie und Diktatur. In der Diktatur erfolgte die Beherrschung auch formal durch jemand anders.“

„Ich wollte noch etwas zu den Freizeitgruppen fragen: Konnten alle an solchen Angeboten teilnehmen? Oder nur die Braven?“ „Ob du es glaubst oder nicht: Eingesperrt zu werden, war noch nicht das Ende der Straforgie. Im Knast ging es weiter. Denn obwohl ja ohnehin alles verregelt und ein Ausbruch aus dem Knasteinerlei kaum vorstellbar war, sah das Knastregime verschiedene Disziplinarmaßnahmen vor. Die wichtigste war der Entzug von Vorteilen, zum Beispiel Sperre des gemeinsamen Hofgangs oder der Teilnahme an den eben erwähnten Gruppenaktivitäten. Freizeitgegenstände wurden nach Gutdünken entzogen, in härteren Fällen auch die Fernseh- oder Radiobenutzung. Der Briefverkehr nach draußen, immerhin ja der einzige Kontakt zum verbliebenen sozialen Umfeld, konnte unterbrochen werden. Wer auffiel oder opponierte, saß irgendwann fast den ganzen Tag über allein in der Zelle. Oder, quasi die Höchststrafe im Rahmen des Zulässigen – Prügel und mehr gab es natürlich auch, war aber nicht wirklich legal -, gleich im Arrest, unter Knackis „Bunker“ genannt. Das war ein kahler Raum, beleuchtet, ohne Einrichtung. Dort konnte man bis vier Wochen eingesperrt werden. Es war der totale Entzug von Kommunikation, Ablenkung, Beschäftigung und sozialem Leben. Ich habe viele der davon Betroffenen dann erlebt. Es war ... Folter. Vier Wochen nur die Fliesen an der Wand zählen. Grausam. Aber Alltag im Knast – und ich hab die hingenommen. Irgendwie auch enttäuschend ... von mir selbst.“ Der alten Frau brach die Stimme weg. Das Erzählen versetzte sie in die alten Zeiten zurück, konfrontierte sie mit dem eigenen Wegschauen. „Ich könnte heulen.“ Irene fasste die ehemalige Gefängnisärztin sanft an der Schulter. Die alte Frau schaute hoch und Irene ins Gesicht. Beide sahen sich eine Weile an. „Entschuldigung.“ „Nein, das auf keinen Fall. Wenn es dich so mitnimmt, zurückzuschauen, dann zeigt das die Intensität des Erlebten.“ „Ja, aber auch, dass ich eigentlich nie im Reinen war mit mir weil ich den ganzen Scheiß mitgemacht habe.“ „Wie auch – aber immerhin dürftest du ein

kleiner Lichtblick im Grauen des Alltages von Gefangenen gewesen sein.“ „Vielleicht. Aber vielleicht war ich vor allem Rädchen im Getriebe. Zum Glück ist das ja inzwischen vorbei.“

„Warum eigentlich?“ Irene fiel noch eine wichtige Frage ein, die sie fast vergessen hätte. „Tja, so ganz genau weiß ich das auch nicht. Es kam immer mehr zu Berichten über Selbstmorde und Gewalt im Knast. Irgendwann fiel der Blick auf die Bediensteten, die an all dem teil hatten. Das Ganze kostete sauviel Geld. So wurden im Zuge der durchkapitalisierung von Gesellschaft auch die Knäste teilweise geschliffen.“ „Was heißt das?“ „Es kostet ja jeder Gefangene viel Geld. Da überlegten sich dann die überall eingesetzten Effizienz-Kommissionen, dass es viel Schaden anrichtet, wenn zum Beispiel jemand wegen Schwarzfahrens ...“ „Wegen was?“ „Schwarzfahren.“ Irene machte ein irritiertes Gesicht. „Ach so, so hieß es damals, wenn Menschen ohne Fahrkarte mit Bussen und Bahnen fuhren. Damals konnte nur fahren, wer dafür Geld ausgab. Wer kein Geld hatte, versuchte vielleicht, ohne Fahrkarte vorwärts zu kommen. Mal ging das gut, andere Male gab es dann halt eine Strafe, weil Menschen sich damit angeblich eine Leistung erschlichen hätten.“ „Da wurden Menschen eingesperrt, weil sie umsonst Bus gefahren sind?“ „Ja. Und gar nicht mal wenige. Guck so eine Stadt wie Berlin an: Allein da saßen vor knapp hundert Jahren ständig über 1000 Leute deswegen im Gefängnis.“ „Irre.“ „So – und dann überlegten diese Effizienz-Kommissionen, dass da ja der Gefängnisaufenthalt viel mehr finanziellen Schaden bringt als die paar Geldstücke, die eine Fahrkarte kostete. Dann wurden noch die Kosten für Fahrkartenautomaten und –verkaufsstellen dazugerechnet, die Werbungskosten, um Leute zum Fahrkartenkaufen zu animieren. Die Kontrollletis, die überall rumliefen. Irgendwann wurden Fahrkarten einfach abgeschafft und alle konnten umsonst fahren.“ „Also so wie heute da draußen auch. Ist auch viel netter so.“ „Ja. Aber die haben das nie wegen der Menschen gemacht. Sondern weil die ganze Verkauferei und Kontrolliererei kein gutes Geschäft war.“ „Okay, weiter. Dann fehlten also 1000 Leute im Knast.“ „Genau – und zwar allein in Berlin 1000 Leute. Irgendwann anders – ich weiß gar nicht mehr, ob vorher oder hinterher – wurde der private Drogenkonsum legalisiert.“

Das war ja ohnehin ein sonderbares Ding, Menschen zu bestrafen, obwohl sie sich nur mit sich beschäftigt hatten. Selbst wer die eine oder andere Droge blöd fand, musste einräumen, dass es ja nur die Person selbst trifft. Eine Ausnahme war vielleicht der Alkohol – aber der war erlaubt, obwohl Besoffskis viele andere Menschen mit in den Tod rissen, Gewalt ausübten, sexistische oder andere Übergriffe auf das Konto dieser Droge gingen. Wie auch immer – irgendwann wurde der Drogenkonsum legalisiert.“ „Womit wieder viele Leute nicht in den Knast kamen.“ „Genau. Und zwar mehr als du jetzt vielleicht denkst. Denn weil die Sachen illegal waren, musste auch die Beschaffung heimlich durchgeführt werden. So kam es zu einer riesigen Zahl von Folgedelikten – so nannten das die Menschenverfolger damals.“ „Mehr als Schwarzfahrts?“ „Viel mehr. Wegen des sogenannten Betäubungsmittelgesetzes saß die größte Gruppe von Leuten im Knast. Fast ein Drittel aller Gefängniszellen war leer, als dafür keine Leute mehr eingesperrt wurden.“ „Das ist viel – und absurd, wofür offenbar so viele Leute im Knast landeten. Aber es gibt ja auch Mordis, Vergewaltis ...“ „Ja schon. Da passierte irgendwann etwas ziemlich Überraschendes. Nachdem fast alles, wo Menschen nicht gewalttätig untereinander waren, nicht mehr mit Haftstrafen belegt wurde – eben weil es zu teuer war – ging die Zahl von Gewaltdelikten auch spürbar zurück. Nicht auf Null, aber so richtig erklären konnten sich das alle nicht.“ „Und – warum meist du, dass das passiert ist?“ „Genau wussten wir das nicht. Aber wir hatten alle den gleichen Verdacht: Es waren Knast, Polizei, Gerichte und die ewige Drohung damit, die selbst viele Verbrechen auslösten.“ „Wie das?“ „Naja, einfach erkennbar ist noch die Wirkung des Gefängnisses selbst. Wer dort erstmal länger war, kam oft verroht und perspektivlos wieder raus. Außerdem fehlte vielen ein Kreis von Freunden. Aber wahrscheinlich war es noch schlimmer: Allein dass die Gesellschaft autoritär aufgebaut war und überall Kontrolle bzw. Strafe drohten, machte Menschen gewalttätig. Wahrscheinlich aber wollten die Regierenden das gar nicht so genau wissen oder es ließ sich schlecht untersuchen. Jedenfalls blieb das einfach ungeklärt.“ „Aber die Gefängnisse wurden leerer und leerer ...“ „Genau. Irgendwann kamen dann

wieder diese eigentlich ekligen Effizienz-Kommissionen und sagten: Zu teuer. Für die wenigen Verbliebenen sollten andere Lösungen gefunden werden. Irgendwie passte das auch zu den Forderungen von Knastgegnern, denen es doch um die Menschen ging. Die hatten immer schon gefordert, dass das ewige Einsperren beendet und durch kommunikativere Formen des Umgangs ersetzt werden müsste.“ Die alte Frau schwieg. „Gut, dass es vorbei ist.“ „Ja.“ Sie fasste Irene bei beiden Knien: „Ich will es dabei belassen. Ich werde heute Abend durch die blaue Tür gehen. Ich will vorher noch meine neuen Freunde hier vom Platz sehen. Tschüss sagen“ „Ja, natürlich“, sagte Irene leise, schwieg eine Weile und beugte sich dann ganz nah an die alte Frau heran. „Ich danke dir.“ Sie strich der Frau flüchtig und sanft über die Wange und wiederholte: „Danke. Deine vorletzte Stunde im Leben war eine große Stunde in meinem. Und alles Gute.“ Dann lehnte sich Irene wieder zurück und verharrte regungslos. Die alte Frau erhob sich und ging langsam zur Mitte des Platzes.

## **Donnerstag, 12.58 Uhr**

Irene blieb sitzen, allein mit ihren Gedanken. Sie versuchte sich in die Welt der Gefangenen zu versetzen, verglich deren Lage mit dem Treiben hier auf dem Platz, wo die Menschen auch eingesperrt waren, aber freiwillig kamen und sich frei miteinander organisieren konnten. Die Regierenden und ihre willigen Vollstreckis im Knast müssen eine irre Angst vor der freien Entfaltung der Menschen und ihres sozialen Lebens in sich getragen haben. Dabei war genau das doch das Einzige, was Menschen zurückgewinnen konnte für ein gleichberechtigtes Miteinander, das einige von ihnen verlassen hatten und dafür bestraft wurden. Die meisten waren aber ohnehin im Knast, ohne irgendeinen Menschen angegriffen zu haben. Zwischen den Filmen, die Irene über Gefängnisse gesehen hatte, und den Schilderungen der alten Frau gab es Unterschiede. Offenbar war der Alltag hinter den Mauern nicht vom Aufbegehren der Eingesperrten geprägt. Eher war es ein tristes Nebeneinander perspektivloser Gefangener und

ihrer ebenso sinnentleerten Bewachis. Irene konnte sich nicht vorstellen, so etwas aushalten zu können. Sie hätte sich bestimmt gewehrt. Andererseits: Wie konnte sie sich darüber sicher sein? Fast alle anderen hatten sich auch nie gewehrt. Von draußen lässt sich schnell sagen: Ich hätte nicht mitgemacht. Aber die Geschichte zeigte doch, dass Menschen noch schlimmere Sachen vollstreckten – ohne schlechtes Gewissen. Nur weil es von ihnen erwartet wurde und sie in Ruhe gelassen wurden, wenn sie sich wegduckten. ‚Wäre ich auch untergegangen in diesem Brei aus Resignation, Gleichgültigkeit und perfider Formen der Kanalisierung von Gedanken?‘ Irene konnte sich das kaum vorstellen, aber die bisherige Geschichte der Menschheit ließ sie zweifeln. Irene beschloss, ein Wutgedicht zu schreiben aus der Sicht einer Eingesperrten. Sie schloss die Augen und malte sich aus, wie das sein würde, ein ganzer Tag, dann noch einer und schließlich ganz viele nur in einem kleinen Raum. Zeit absitzen als Selbstzweck. Adventskalender jahreweise. Sie nahm den Stift, den sie auch der alten Frau geliehen hatte, noch ein weiteres Blatt Papier und schrieb:

Ich habe das Anliegen  
mich mit euch anzulegen  
und ich tue das auf diesen Wegen  
der Vorschrift wegen  
jedes Anliegen  
so zu Recht zu biegen  
bis es in die Formulare passt  
– zumindest fast:

Gebt mir Dynamit, Idioten  
Nein das Wort ist hier verboten  
Ihr Vollstrecker und Handlanger –  
da wird mir gleich banger

(lässt sich bang wirklich derart steigern?)  
Ich werde euch Kooperation verweigern!  
Ihr Einsperrrer, Justizbedienstete, Wachteln  
Ich verpack euch in Schachteln!

Aber zuerst: Gebt mir den Sprengstoff  
Sonst gibt's noch mehr Zoff  
Uniformen, Beton und Stacheldraht  
Jetzt wird's pathetisch: Der Wandel naht!

Leider bleibt's abzuwarten  
doch wie stehen die Karten  
dass die Gesellschaft sich wandeln möge  
uns zum Besseren böge?

Doch vermutlich reicht's nicht zu biegen  
damit die Guten siegen  
"böse" und "gut"  
Ihr mögt's mir verzeihen  
es liegt an den Reihen  
Stacheldraht und Mauer  
aus Beton, so grauer

womit wir wieder bei meinem Begehren  
- dem Sprengstoff - wären  
Genug der Worte, nun auf zu den Taten  
nehmt TNT oder Klappspaten  
und dann gilt es anzurücken  
KNÄSTE ZU BAULÜCKEN!

Na gut. Irene war nur mäßig zufrieden. Gedichte schreiben, war immer ein Teil ihres Lebens gewesen. Ganze Datenträger, Stoffbahnen, Tapeten und Zettelsammlungen voll hatte sie formuliert. Meist nur für sich, selten als kleine Beilage zu Schreiben an andere und nur in Ausnahmefällen zum Veröffentlichenden irgendwo an den Wandzeitungen oder kleinen Schriften. Die hielten vor allem in Nachbarschaften, Stadtteilen und Dörfern den Austausch in Gang – meist als Initiative der dort lebenden Menschen, die es irgendwann satt haben, sich nur noch im Internet als Bits und Bytes zu begegnen. Das virtuelle Leben hatte irgendwann die Gesellschaft weitgehend verschluckt, bis sich Einzelne zu wehren begannen und das direkte, soziale Leben Stück für Stück wieder draußen und in echt zu blühen begann.

Das „Gedicht einer wütenden Eingesperreten“, wie Irene dem spontanen Werk nun noch einen Namen gab, gehörte eher zu ihren holperigen Reimen. Aber der Zettel würde ohnehin nicht mehr in die anderen Sammlungen eingefügt werden. Er war für hier, für die letzten, immerhin zusätzlichen Stunden in Irenes Leben. Irene dachte an die Vorlesegruppe. Die Menschen dort hatten sich schon einmal gefreut, ein auf dem Platz verfasstes Gedicht von ihr zu hören. Vielleicht würde sie das neue auch vortragen – auch wenn sie es nicht so gelungen fand. Der Zettel mit dem Text der alten Frau fiel ihr wieder ein. In ihrem Korb, der kaum noch etwas enthielt, fand sie ihn sofort wieder und betrachtete beide. Sie könnte sie nacheinander vorlesen – ein guter Plan. Zwei Zusatzzeilen der imaginären Eingesperreten fielen ihr noch ein und Irene fügte sie hinzu:

*P.S.: Pommesbuden wären mir auch recht  
da war's nur mit dem Reimen schlecht.*

Donnerstag, 13.55 Uhr

---



Zuvor hatte Irene noch andere Pläne. Sie stand auf und schaute auf den Platz. Gerade öffnete sich die Zugangstür und eine Dreiergruppe von Menschen betrat neu den Platz. Sie blieben zunächst stehen, wie Irene damals. Aber sie waren zu dritt. Scheinbar kannten sie sich. Irene beobachtete, wie sie nach kurzem Umschauen wieder miteinander redeten und dann auf einige Stühle zusteuerten, die allein am Rande des Platzes standen. Es war nicht selten, dass Menschen in kleinen Gruppen kamen. Da wenig gesprochen wurde über die Gründe, auf diesen Platz zu kommen, hatte Irene nicht erfahren, ob sich solche Gruppen zusammen entschlossen oder erst in der Vorbereitungsphase kennengelernt hatten. Auch Irene hatte bislang niemensch auf dem Platz von der schwierigen Phase berichtet, die der Zeit hier vorausging. Kein einziges Mal wurde sie gefragt, warum sie



eigentlich gekommen war. Dabei war es ihr kaum anzusehen. Irene beobachtete Menschen, die krank aussahen. Andere waren alt, sahen geschwächt aus. Irene nicht. Gefragt hatte trotzdem niemensch. Aus irgendeinem Grund war das Thema ein Tabu auf dem Platz. Manche begründeten ihr Schweigen mit der langen Phase zuvor, in der sie immer wieder – vor sich selbst und vor den Beratungsstellen, deren Besuch dem Betreten des Platzes vorwegging – ihre Gründe dargestellt, abgewogen und hinterfragt hatten. Auch Irene spürte diese innere Verweigerung, jetzt, nachdem alles entschieden war, die Sache neu aufzuwärmen. Sie genoss die Tage und versuchte, die Vergangenheit hinter sich zu lassen. Es gelang ihr nicht immer. Ein paar Mal, wenn sie allein auf dem Platz saß und ins Nachdenken kam, flogen ihre Gedanken zurück in die Vergangenheit und immer wieder auch in ihre eigene, intensive Vorbereitungs- und Entscheidungszeit. Die begann vor über zwei Jahren, als sie so plötzlich aus der Bahn geworfen wurde und schließlich zu dem Entschluss kam, hier an der Eingangspforte zu klopfen. Irene hatte sich einen Teil der Schuld an dem Drama zugeschoben. Aber sie war ohnehin allein übriggeblieben, hatte zu spät die Zuspitzung und die Verzweiflung aus den enttäuschten Hoffnungen bemerkt. Als alle tot waren, fiel Irene in ein großes Loch. Ihr fehlten Ansprechpartner, sie rang um Neuanfänge, aber immer stärker brannte sich der Gedanken ein: Ich will nicht mehr. Als sie von dem Platz hörte, an dem mensch sterben konnte und durfte, steigerte sich dieser Gedanke zu einer Sehnsucht, die sich nun erfüllen würde.

Irene erinnerte sich an das kleine Büchlein „Ihr Platz zum Sterben“, welches bei den Körben und Plakaten hing. Sie sprang auf und holte es. Auf dem Titel war nicht mehr zu sehen als die vier Wörter des Titels und ein Foto der roten Tür. Irene drehte sich um und verglich: Es war genau die Tür, durch die auch sie auf den Platz getreten war. Irene drehte die Broschüre um und sah dort nur ein kleines Textfeld, eingeblendet in das Foto der Mauer, welche sich rechts an die rote Tür anschloss. „Gemeinschaft für selbstbestimmtes Sterben“ war dort mit einer Adresse benannt. Offenbar lag das Büro in der nahen Stadt. Irene war nie dort gewesen. Die Gesprächspartner kamen zu den sterbewilligen

Menschen, um sie in ihrem Lebensumfeld zu besuchen. Irene wendete das Heft erneut und ließ ihren Daumen über die Seitenkanten streifen. Schnell rasten die Seiten an ihr vorbei. In der Mitte erkannte sie ein Foto der blauen Tür. Hier begann offenbar ein Kapitel des Heftes. Irene blätterte wieder nach vorne und schlug die erste Seite auf: Ein Gruppenfoto lächelnder Menschen und ein kleiner Text ...

"Guten Tag und herzlich willkommen auf unserem Platz, wir sind die Menschen hinter den Mauern. Wir möchten dir einen Rahmen für angenehme letzte Tage in deinem Leben schaffen. Du siehst uns auf dem Foto und lernst einige von uns vor oder nach dem Betreten des Platzes kennen ..."

Irene sah, dass es hier nur um freundliche Einleitungsworte ging. Sie blätterte weiter: „Warum und wie dieser Platz entstand?“ lautete die Überschrift auf der Folgeseite. Dann folgte ein kleines Bild. Irene nahm das Heft hoch, um erkennen zu können, was dort auf dem Foto zu sehen war. Sie erkannte ein in Stein gehauenes Paragrafenzeichen. Darunter stand der Text:

„Im letzten Jahrtausend war aktive Sterbehilfe weitgehend verachtet und verboten. Nur in wenigen Ausnahmefällen wurde die Beendigung lebenserhaltender Maßnahmen toleriert. In den Jahren nach 2000 stärkte die damalige Bundesregierung die Selbstbestimmungsrechte der Menschen durch ein Gesetz, auf Grund dessen der eigene Wille durch eine sogenannte Patientenverfügung rechtsverbindlich festgelegt werden konnte. Dadurch konnte unter anderem die Verfahrensweise bei unheilbarer Krankheit, Verlust des Bewusstseins usw. vorab definiert werden. Allerdings bereitete die Umsetzung erhebliche Schwierigkeiten. Es fiel schwer, den jeweiligen Zustand der betroffenen Personen eindeutig medizinisch festzulegen wie auch den niedergelegten Willen irrtumsfrei umzusetzen. Zudem reichte vielen gesellschaftlichen Gruppen nicht, dass erst ein irreversibler Schaden aufgetreten sein musste, damit diese Patientenverfügung zum Zuge kam. Solange ein Mensch als mündig und zurechnungsfähig klassifiziert wurde, hatte er kaum Möglichkeiten, einen Willen nach Beendigung des Lebens so umzusetzen, dass seinen eigenen Ansprüchen Genüge getan wurde und andere nicht zu Schaden

kamen. Die hohen Zahlen von Selbstmorden und Selbstmordversuchen zeugten davon. Sie zogen regelmäßig Unbeteiligte in das Geschehen, z.B. in dem diese in Unfälle verwickelt wurden, Leichen bergen oder identifizieren mussten.“

Irene versuchte, sich die Lage vorzustellen. Sie kannte Berichte aus alten Büchern, wie sich Menschen verzweifelt von Brücken stürzten, die Pulsadern aufschnitten, im Wald oder in ihren Wohnungen aufhängten oder sich vor Züge warfen. Von Angehörigen über Krankenwagenbesatzungen bis zu Lokführis waren immer wieder zufällige Personen betroffen, die unter den Abläufen schwer leiden konnten.

„Einige sehr öffentlich diskutierte Fälle führten im Jahr 2028 zu dem Vorschlag, aktive Sterbehilfe für Menschen, die erstens an nicht heilbaren und stark behindernden oder schmerzhaften Krankheiten litten und zweitens als zurechnungsfähig galten, zu ermöglichen. Zunächst musste eine gesetzlich festgelegte Zahl von Ärztis und anderen Fachpersonen ebenfalls zustimmen. Die Verfahren waren jedoch umstritten, da kein objektiver Maßstab für Kriterien wie „unheilbar“ oder „stark schmerzhaft“ gefunden werden konnte. Schlichtungsstellen, die für die aktive Sterbehilfe an vielen Gerichten eingerichtet wurden, waren überlastet und klagten über Vorwürfe der Willkür in einer erheblichen Zahl der verhandelten Fälle.

Daraufhin gründeten sich neue Organisationen, die dafür eintraten, auf den in der gesamten Gesellschaft ohnehin immer stärker in Frage gestellten Begriff der Objektivität zu verzichten und das Selbstbestimmungsrecht der betroffenen Menschen zu stärken. Statt dem Votum der Ärztis und Richtis sollte ihr Wunsch maßgeblich sein. Auch die „Gemeinschaft für selbstbestimmtes Sterben“, damals noch unter dem Namen „Verein zur Förderung des Einflusses von PatientInnen auf ihre eigenen Angelegenheiten“, gründete sich in dieser Zeit.

Die Auseinandersetzung währte mehrere Jahre. Sie wurde verzögert durch politische Umbrüche, die zu einer Dezentralisierung politischer Entscheidungsmacht führten. Viele Gesetzesvorhaben wurden damals verzögert, weil neue Zuständigkeiten geregelt werden mussten. Erst 2040 war klar, dass Städte und

Gemeinden befugt waren, Möglichkeiten der aktiven Sterbehilfe zu schaffen.

Die „Gemeinschaft für selbstbestimmtes Sterben“ begann sofort die Suche nach einem Standort für eine Einrichtung der aktiven Sterbehilfe. Unter den willigen Gebietskörperschaften wählte sie zunächst sieben mögliche Plätze aus. Zur Umsetzung wurden umfangreiche rechtliche Studien und Berechnungen zur Wirtschaftlichkeit erstellt. Es kam zur Bildung eines Arbeitskreises von sechs der sieben ausgewählten Kommunen sowie weiterer vierzehn Städte und Gemeinden, die die Einrichtung unterstützten, aber nicht auf ihrem Gebiet verwirklichen wollten. Das Auswahlverfahren mit Bürgi-Beteiligung und ökologischer Ausgleichsplanung nahm weitere drei Jahre in Anspruch. 2044 fiel dann der Startschuss für die Detailplanung und dann Umsetzung an nunmehr zwei Standorten. Einer davon ist dieses Gelände, auf dem du dich jetzt befindest.“

Irene blätterte weiter. „Die Entstehungsgeschichte“ stand dort diesmal in den dicken, großen Buchstaben zu Beginn der Seite.

„Probleme und Lösungen auf dem Weg zu diesem Platz gab es viele, denn die Idee aktiver Sterbehilfe hatte von Beginn an Befürworter und Gegner. Der Streit ist bis heute nicht beendet, zumal es wegen der steigenden Nachfrage zum einen zur Planung weiterer Standorte, gleichzeitig aber auch zu wachsendem Protest wegen der steigenden Sterbezahlen kam.“

Irene erfuhr, dass sich mehrere gesellschaftliche Organisationen vehement gegen die Sterbeplätze gewehrt hatten. Demonstrationen und sogar eine Platzbesetzung hatten den Baubeginn mehrfach verzögert. Ungewöhnlich radikal hatten sich die Kirchen gezeigt, um den Verlust einer ihrer letzten Domänen zu verhindern. Das Sterben war, selbst bei sonst kirchenfern lebenden Menschen, immer ein Zeitpunkt geblieben, zu dem sie sich Trost suchten und so bei professionellen Anbietern vermeintlichen Seelenheils landeten.

„Es gelang in den Auseinandersetzungen, große Teile der Bevölkerung sowie die Gremien der interessierten Gemeinden für die Idee eines Platzes des würdigen und freiwilligen Sterbens zu gewinnen. Die Kirchen verweigern bis heute jede Kooperation

und fordern die Schließung des Platzes. Sie argumentieren, dass es allein das Recht Gottes sei, Menschen aus dem Leben abzuberufen. Hinter unserem Platz aber steht das Bild eines mündigen, selbstbestimmten Menschen, der für sich selbst entscheidet.“

Nun folgte ein Kapitel „Wie finanziert sich der Platz?“

„Vielleicht wird es dich überraschen, aber es stimmt: Wir müssen uns hier vollständig selbst finanzieren. Das war einer der Kompromisse, die aus den starken Protesten gegen die Einrichtung folgten. Unsere Kosten tragen sich aus zwei Quellen. Das eine sind Eure Spenden. Immer wieder entscheiden sich Menschen, die hier Hilfe suchen, ihr Vermögen oder Teile davon für unsere Arbeit zur Verfügung zu stellen. Dafür sind wir sehr dankbar. Das ist aber keine Bedingung, denn wir möchten nicht, dass sich am Reichtum entscheidet, ob jemand hier herkommen kann oder nicht.

Unsere zweite Einnahmequelle sind Eure Organspenden. Wir haben dich bei den Vorgesprächen auch danach gefragt. Fast alle, die hierher kommen, stimmen zu, damit ihr Tod anderen helfen kann. Da das Gesundheitswesen immer noch aus Beiträgen an Krankenkassen und staatlichen Hilfen finanziert wird, erhalten wir für die entnommenen Organe feste Sätze. Das deckt einen erheblichen Teil unserer Kosten. Auch hierfür sind wir euch dankbar und freuen uns, dass so viele von euch in ihrem Sterben noch Leben schenken.“

Da ragte die wirtschaftsförmig gestaltete Welt doch weiter in Irenes aktuelle Welt hinein. Keine wirtschaftlichen Tätigkeiten – kein Platz des Sterbens! Irene kam wieder der Leitsatz der Zeit in den Kopf: „Du darfst alles, aber du musst profitabel sein.“ Irene durfte ihr Leben beenden und dafür einen angenehmen Rahmen wählen. Aber es musste sich weiter rechnen.

Irene schlug eine neue Seite auf. Das Bild der blauen Tür lag vor ihr – und somit die Mitte des Heftes. Ab hier ging es um das Geschehen auf dem Platz. Die Folgeseite zierte ein Geländeplan. Küchen, die Infosäule, der Aufhängbereich für die Eigentumskörbe und die Umsonstecke waren dort eingetragen – neben vielen anderen Dingen. Alle hatten eine Nummer, die am Rand erklärt wurde.

Irene musterte den Plan und entdeckte ein paar Veränderungen gegenüber dem, wie sie den Platz in den vergangenen Tagen erlebt hatte. Die Zahl der Küchen war niedriger als tatsächlich und der Garten fehlte ebenfalls auf dem Plan. Dafür war ein Brunnen eingezeichnet, an den sich Irene nicht erinnerte. Sie stand auf, drehte sich und den Plan so, dass sie in Richtung des Brunnens schauen musste. Da stand jetzt eine der Küchen, die auf dem Plan noch fehlten. Irene setzte sich wieder und starrte noch eine Weile auf den Plan. Langsam verschwamm dieser vor den Augen und Irene sackte in die weiche Lehne. Kurz darauf schreckte sie hoch. Das kleine Büchlein war zwischen ihren Beinen zu Boden gefallen. Sie schaute etwas verkniffen, verärgert darüber, sich schon wieder müde zu fühlen. Sie hob das Büchlein auf und blätterte zur Seite, die dem Geländeplan folgte. „Vom Ankommen bis zum Ende“ las sie dort als Titel. Beschrieben wurden auf zwei Seiten die wichtigsten technischen Abläufe der durchschnittlich vier Tage, die Menschen auf dem Platz verbrachten. In kurzen Worten erfuhren Lesis, wie Essensversorgung, Klos, die Küchen und Schlafplätze funktionierten. Irene war das bekannt, sie blätterte weiter. Die vorletzte Doppelseite zeigte Fotos aus der Vergangenheit. Sie waren klein und die Menschen auf ihnen nur zu erkennen, wenn mensch das Heft nahe vor die Augen hielt. Irene stand wieder auf und versuchte, die aufgenommenen Geländeausschnitte mit der aktuellen Lage zu vergleichen. Nach einiger Zeit konnte sie alle Fotos zuordnen. „Wir wünschen dir einen schönen Aufenthalt. Fühl dich frei und genieße die letzten Tage deines Lebens“, stand auf der letzten Seite. Das scheuchte nun doch einige Gedankenfetzen durch Irenes Kopf. Warum hatte es da draußen keine Möglichkeiten mehr gegeben, ein hoffnungsvolleres Leben zu führen? Klar – die schnelle Müdigkeit war hemmend, immer und überall. Doch hatte Irene alle Chancen genutzt? Sie ertappte sich, wie sie doch mal wieder ihre Entscheidung in Frage stellte. Vielleicht gab es irgendwo eine passende Wohngemeinschaft oder ein Projekt, wo Irene einen passenden Rahmen und neuen Halt für ihr Leben hätte finden können. Nein – sie wollte darüber nicht mehr nachdenken. Nicht jetzt, am vierten Abend auf diesem Platz. Zu einem Zeitpunkt, wo eigentlich schon

alles vorbei sein sollte – hätte sich nicht doch noch eine höhere Nummer gefunden. Außerdem war die Zeit schön hier. Die letzten Tage waren das Beste, was sie nach dem Unfall, dem Verlust ihrer liebsten Lebensgefährtin und der anschließenden, schweren Depression erlebt hatte. Es war dumm, sich selbst zu quälen damit, das wieder in Frage zu stellen.

## Donnerstag, 15.19 Uhr

Irene vertrieb die aufkommenden Zweifel und stand auf. Ihr Kopf tauchte in die Sonnenstrahlen, die sie im Sitzen nicht erreichen konnten. Sie blinzelte Richtung Mauer, schaute dann einmal in die Runde und beschloss, sich an den Küchen umzuschauen, ob irgendwo gekocht würde und sie sich beteiligen könnte – einschließlich des anschließenden gemeinsamen Essens. Danach wollte sie wieder die Vorlesegruppe besuchen – das vierte Mal innerhalb der vier Tage, an denen sie hier war. Ihre Besuche waren aber unregelmäßig gewesen. Am dritten Tag fand sie den Weg gar nicht dorthin. Sie hatte so viele neue Menschen kennengelernt und sich ein ums andere Mal festgeredet. Heute schlenderte sie hingegen schon zum zweiten Mal zu der Rasenfläche mit den Bäumen an den Ecken. Diesmal entdeckte Irene die Runde nicht gleich. Sie waren ein paar Meter umgezogen. Vor allem aber saßen sie nicht auf den Baststühlen wie sonst, sondern am Boden auf Decken. Vor der heute sehr heißen Sonne schützten sie dort einige Palmen, die jetzt im Sommer auf dem Platz verteilt herumstanden. Irene stockte der Atem. Sie sah niemensch mehr von denen, die sie an ihrem ersten Tag so freundlich empfangen hatten. Über vier Tage war sie nun hier, wegen der Verlängerung war das bereits länger als die meisten anderen. Alle Bekanntschaften ihres vorsichtigen Beginns auf der Fläche waren durch die blaue Tür gegangen. Einige hatten sich verabschiedet. Andere waren einfach nicht mehr da. Alle waren tot, ganz wie sie das wollten. Trotzdem war der Platz unter den Palmen auch heute wieder gefüllt und Irene sah, dass sich die Menschen dort wieder Geschichten vorlasen. Sie setzte sich zu ihnen, nun als Platzälteste

der Runde. Alle anderen waren nach ihr gekommen. Dennoch erfuhr Irene erst jetzt, dass es eine Art Tradition gab, einmal am Tag einen zufällig ausgewählten Text aus dem Geschichtenbuch des Platzes vorzulesen. Dort berichteten Anwesende über Geschehnisse, die ihnen wichtig erschienen. Nach draußen gelangten diese Aufzeichnungen nie, aber auf dem Platz bildeten sie einen Strang der Geschichtsschreibung – von Generation zu Generation weitergegeben in der Vorlesegruppe oder in eigener Lektüre. Auch wenn der Generationswechsel nur vier Tage betrug – es gab eine Geschichte des Platzes, die von den Menschen selbst geschrieben wurde. Niemensch wählte aus, zensierte oder trennte nach den geltenden Regeln einer Zeit Wichtiges von Unwichtigem. Hier entstand das Leben durch die Menschen selbst. Sie schrieben ihre eigene Geschichte.

Irene war am Rande stehen geblieben und setzte einen Fuß auf die Kante des mächtigen Holzkübels, in der eine Palme stand. Von hier schaute sie in die Runde, erwiderte manch freundliche Begrüßung und wartete gespannt auf den Text aus dem Geschichtsbuch. Nach kurzer Klärung, wer heute lesen würde, schritt die Runde zur Auswahl des Textes. Irgendjemand hatte zwei Glücksräder gebaut. Beide drehten sich und rasteten dann ein: „7“ und „5“. Mit den Worten „Gut, Seite 75“ blätterte jemand in dem großen Buch und begann zu lesen:

„Umgehen mit dem Unerwünschten – wie ich den Übergriff am Donnerstag erlebte. Von Svenje.

Wenn ich das hier schreibe, blicke ich zurück. Gestern gab es Streit. Offenbar kommt so etwas auf diesem Platz sehr selten vor. Ich konnte niemensch finden, der sich erinnerte, von etwas Ähnlichem gehört zu haben. Das mag für die Stimmung hier sprechen. Aber gestern passierte es wohl doch. Ich selbst habe das eigentliche Geschehen nicht mitbekommen, erst die Aufregung darum. Offenbar hat jemand eine andere Person sexuell belästigt. Wie genau, weiß ich nicht. Da der Platz hier übersichtlich ist, blieb das nicht geheim. Es wurde aber auch schnell klar, dass einiges unter den Augen anderer geschah, diese aber nicht reagierten. So entstanden verschiedene Streitlinien. Von draußen kenne ich immer die Forderungen nach Strafe oder Rauswurf. Nur geht das ja hier



auf dem Platz nicht richtig. Vielleicht war das gut so, denn so haben sich viele Menschen richtig den Kopf gemacht, was nun geschehen soll. Ich habe mich mit zu einer Runde gesetzt, die diskutierte, wie mehr Aufmerksamkeit zu erreichen ist. Da saßen einige, die wie ich gar nichts mitbekommen hatten, aber auch ein paar derer, die sich in der Nähe aufhielten, aber eine ganze Zeit nicht eingriffen. Wir sprachen über vieles, aber fanden kein ganz konkretes Ergebnis. Es ging einige Wortwechsel lang darum, was überhaupt einen Übergriff kennzeichnet. Hier bestand eigentlich immer gleich Einigkeit, aber es fiel schwer, die Liste abzuschließen. Irgendjemand fiel immer noch ein neues Beispiel ein. Viel schwieriger war das Gespräch darüber, was ich tun könnte, wenn ich etwas sehe, was ich als Übergriff bewerte. Ich benannte meine Angst davor, etwas falsch zu machen und so Menschen z.B. in ihrer Romantik oder Erotik zu stören. Das würde mich ja auch nicht freuen, wenn mir andere beim Flirt, Kuschneln oder Liebespiel zugucken, um bei Fehlern einzugreifen. Viele andere im Gespräch teilten meine Unsicherheit. Einige derer, die die umstrittene Situation mitbekommen hatten, äußerten sich ähnlich. Sie sahen jetzt, wo die Sache passiert war, überwiegend ihr Nichthandeln als Fehler. Gleichzeitig berichteten sie von ihren Hemmungen, einzugreifen. Wir haben einige Vorschläge diskutiert, was angemessen sein könnte – also z.B. Aufmerksamkeit und Solidarität mit möglichen Opfern signalisieren, aber nicht gleich eine eigene Interpretation über das Wahrgenommene stülpen. Es blieb ein bisschen unbefriedigend.

Eine andere Gruppe hatte sich um die Person gruppiert, der der Vorwurf des Übergriffs gemacht wurde. Die haben sehr lange diskutiert. Ich habe gar nicht mehr mitbekommen, ob oder was da rauskam. Ebenso gab es eine Gruppe mit dem Opfer (kein schönes Wort, aber mir fällt grad kein anderes ein). Da weiß ich auch nichts von. Insgesamt hatte ich aber das Gefühl, dass es viele Menschen schockierte, dass so etwas hier auf dem Platz geschah. Ich schreibe das auf, weil ich euch, die Ihr nach mir auf den Platz kommt, auf diesem Weg mitteilen will (anders geht es ja nicht mehr), wie wichtig es ist, die Augen offen zu halten, sich zu sensibilisieren für das, was um euch herum geschieht und euch zu

überwinden, euch gegenseitig aufmerksam zu machen auf das, was geht. Die meisten Übergriffe sind Folgen von Unaufmerksamkeit, Unsensibilität und gewohntem Rollenverhalten. Also nicht: Da will jemensch ganz bewusst eine andere Person unterwerfen. Das kommt zwar auch vor, ist aber selten. Es ist natürlich immer wichtig, sich einzumischen. Aber wegen der vielen Fälle, wo mangelndes Einfühlungsvermögen zum Übergriff führt, ist es auch wichtig, dass wir uns gegenseitig aufmerksam machen. Nur so können wir lernen. Schließlich wollen wir doch, dass sich die Welt verbessert.“



„Das war's, mehr steht hier nicht.“ Dier Vorlesende blätterte die Seite um: „Danach kommt eine andere Schrift, länger ist es also heute nicht.“ Eine kleine Pause entstand. „Find' ich irgendwie ein bisschen wenig, solch eine Reaktion. Wer einen Übergriff dann doch mal richtig plant, dürfte sich recht sicher fühlen, wenn nettes Zureden das einzige ist, was folgen könnte.“ Das reizte eine kurze Diskussion. „Naja, ob eine solche Aufmerksamkeit angenehm ist, würde ich ja bezweifeln. Ich hoffe ja, dass ich nie übergriffig werde – aber wenn ich dann so etwas abbekomme, wäre mir das schon ziemlich unangenehm.“ Dem widersprachen wieder andere. Bis die Person mit dem Buch der Platzgeschichte sich einmischte: „Hier steht noch etwas am Rand. Ist eine andere Schrift. Jemensch scheint da später etwas hinzugefügt zu haben.“ Dann las sie den Satz vor: „Wir waren in der Gruppe mit dem Täter. Am Anfang war alles schwierig. Aber am Ende sehr intensiv. Wir konnten ja sowieso niemensch rauswerfen. Aber es hat sich gelohnt. Bis zum nächsten Leben.“

„So, das war's jetzt aber wirklich“, beendete die Vorlesende den Abschnitt und klappte das Buch zu. Sie wandte sich zu seiner Rechten, um das Buch dort abzulegen, überlegte dann nochmal kurz und sagte: „Oder will das jemensch an sich nehmen zum Lesen?“ Irene wusste bis jetzt noch gar nichts von dem Buch. Den Tag zu nutzen, um Erlebnisse anderer einzusaugen und mehr zu erfahren über das Leben auf diesem Platz, erschien ihr attraktiv: „Ja, ich!“ Das Buch wanderte von Hand zu Hand durch die Runde, bis es schließlich bei Irene ankam. „Aber leg es bitte hinterher wieder auf das Schreibpult, okay?“ Irene schaute unwissend, was nicht unbemerkt blieb. „Das ist der schmale, ockerfarbene Tisch neben der Infosäule in der Platzmitte.“ Irene drehte sich dorthin und entdeckte das Beschriebene: „Ah, danke. Ja klar.“

Nach kurzer Pause meinte jemensch: „Was lesen wir jetzt?“ Etwas Schweigen, eine Person wühlte in ihrem Korb: „Oh Mist, ich wollte etwas mitbringen, aber ich habe es wohl am Schlafplatz liegen lassen ... wartet, ich hol's.“ Sie stand auf und ging schnellen Schrittes zur gegenüberliegenden Seite des Platzes. Irene mischte sich ein: „Wenn Ihr Lust habt – ich hab zwei kleine Texte mitgebracht. Die sind vor ein paar Stunden hier aufgeschrieben worden

– eines ist von mir, einen anderen Text hat mir eine alte Frau aus dem Gedächtnis notiert, die mir lange erzählt hat, wie es früher in Gefängnissen ausgesehen hat. Das hat mich alles sehr beeindruckt.“ Alle Augen waren auf Irene gerichtet. „Ja, mach das doch einfach“, forderte sie jemensch auf, die entstandene Pause zu nutzen. Irene kramte die zwei Zettel heraus. Ihr Gedicht und den kleinen Text der alten Frau. „Ich fange mal mit meinem Gedicht an. Ich hatte nach dem Gespräch überlegt, was die Gefangenen gedacht oder gesagt haben mögen. Es war mir nicht möglich, mich in deren Lage hinein zu versetzen. Das klang alles so absurd. Aber ich habe dann einen Wutreim zusammengebracht.“ Irene entfaltete den Zettel und trug ihr Gedicht vor. Danach sah sie in die Runde. Schockierte Gesichter sah sie nicht. Vielleicht war ihr Reim doch so ungeschliffen, dass es störte. Wahrscheinlich aber konnte er die Tiefe des Entsetzens, das Irene im Gespräch mit der alten Frau empfand, nicht rüberbringen. „Das zweite“, machte Irene deshalb gleich weiter, „hat ja die Frau aufgeschrieben. Es ist aber kein Text von ihr, sondern stammt von einem Dichter, der vor mehr als 200 Jahren über die Gewalt in der Gesellschaft schrieb. Oscar Wilde hieß der und die Frau erzählte mir, dass sie den Spruch in ihrem Zimmer hängen hatte. Also im Knast selbst. Irene schaute kurz in die Runde, die erwartungsvoll da saß. „Ich lese das mal vor: Mit der autoritären Gewalt wird die Justiz verschwinden. Das wird ein großer Gewinn sein – ein Gewinn von wahrhaft unberechenbarem Wert. Wenn man die Geschichte erforscht, nicht in den gereinigten Ausgaben, die für Volksschüler und Gymnasiasten veranstaltet sind, sondern in den echten Quellen aus der jeweiligen Zeit, dann wird man völlig von Ekel erfüllt, nicht wegen der Taten der Verbrecher, sondern wegen der Strafen, die die Guten auferlegt haben; und eine Gemeinschaft wird unendlich mehr durch das gewohnheitsmäßige Verhängen von Strafen verroht als durch das gelegentliche Vorkommen von Verbrechen. Daraus ergibt sich von selbst, dass je mehr Strafen verhängt werden, umso mehr Verbrechen hervorgerufen werden, ...“ An dieser Stelle hatte die alte Frau zu schreiben aufgehört. Sie hatte noch eine Weile überlegt und Irene den Zettel dann zurückgegeben. Vielleicht fehlte ihr die Erinnerung an den weiteren Text. Aber so war er ausreichend klar in der Aussage. Irene faltete das

Papier zusammen und legte es in ihren Korb, der neben ihr auf dem Boden wartete, neue Sachen aufzunehmen oder – wenn voll – wieder abzugeben. Die Person, die ein Buch holen wollte, war in der Zwischenzeit wieder eingetroffen. Irene verfolgte das einsetzende Gespräch über das Buch. Nicht alle konnten sich damit anfreunden, aber schließlich begann doch damit das Vorlesen. Drei der Anwesenden verließen die Runde, hatten sich aber auch auf kein anderes Buch einigen können, um eine zweite Lesegruppe zu bilden. Auch Irene stand auf. Das Geschichtenbuch lag nun in ihrem Korb und in diesem schleppte sie es zu einem der Hängesitze an der Südseite des Platzes. Dort, nicht weit weg von der Eingangstür, waren einige gemütliche Hängesitze angebracht, die bestens in der Sonne hingen.

## Donnerstag, 17.24 Uhr

Irene blieb zunächst stehen, atmete tief ein. Welch ein intensiver Tag, dachte sie und blinzelte in die warmen Strahlen. So ganz unverhofft und zusätzlich. Irene lehnte sich zurück und streckte die Arme aus. Schnell breitete sich die übliche Müdigkeit über ihren Körper und Irene schloss die Augen. Kurze Gedankenketten aus dem intensiven Gespräch mit der alten Frau aus dem Gefängnis zogen ihre Bahnen durch den Kopf.

„Lass du nicht immer alles so rumliegen!“ Irene erschrak. Wenige Meter neben ihr schimpfte ein älterer Mann über einsam herumstehendes Geschirr. Einige der Tassen sammelte er auf und schlurfte mit ihnen Richtung der nahegelegenen Küchenecke. Als er an einer kleinen Gruppe von drei Menschen vorbeikam, die auf seiner Route einandergelehnt saßen und auf irgendetwas schauten, was Irene aber nicht sehen konnte, fuhr er auch die an: „War das Euers?“ „Nein.“ Nach einer kleinen Pause: „Aber es könnten ruhig auch mehr Leute mal aufräumen und nicht immer nur rumsitzen.“ Eini der drei schaute dem alten Mann hinterher. Irene ebenfalls. Offenbar schimpfte er weiter, als er die Küche erreichte und dort auf einige Menschen stieß, die an den Arbeitsflächen zugange waren. Irene konnte die Worte nicht mehr verstehen, schaute noch einige Zeit in die Richtung, bis sie in einen Dämmerschlaf fiel.

**Donnerstag, 18.19 Uhr**

Ein Windstoß weckte Irene. Sie schaute sich um, fand aber nichts verändert gegenüber dem Moment, an dem sie zuletzt in Richtung Küche blickte. Nur der alte Mann war wieder verschwunden – und vielleicht auch hier ein oder anderer Mensch von vorhin. Das Geschichtenbuch hatte sich auf Irenes Schoß gehalten. Es war über A4 groß, dick und dadurch recht schwer. Der Einband war allein mehrere Millimeter dick, dunkelgrün. Irene strich mit dem Finger zart über die Außenhaut. Sie kannte sich mit dem Unterschied zwischen Leder und Kunstleder nicht aus. So musste sie hinnehmen, diese Frage nicht lösen zu können. „Erinnerungen“ war in silbernem Farbton so eingedruckt, dass für jeden Buchstaben eine kleine Vertiefung entstand – für Irenes Finger eine kleine Berg- und Talbahn. Sie hob das Buch und ließ das inzwischen etwas fahle Licht der Sonne in den Buchstaben spiegeln. Kleine Farbstellen hatten sich gelöst. Das Buch war sicherlich schon durch viele Hände gegangen.

Irene schlug das Buch auf. Gleich vorne waren etliche Seiten ausgerissen. Auf der linken Seite, also dem Innendeckel, sah sie einen Pfeil und eine kleine Erklärung: „Diese Seiten habe ich herausgerissen. Es war mein Erinnerungsbuch und ich hatte es mit auf den Platz genommen. Hier entstand die Idee, es zum Buch für alle zu machen. Daher habe ich meine Seiten herausgerissen – und wünsche euch viel Freude beim Schreiben für die jeweilige Nachwelt.“ Darunter stand ein Datum und wahrscheinlich eine Unterschrift. Irene konnte keine Buchstaben identifizieren. Sie wechselte die Hände und griff nun mit der linken Hand an den rechten Seitenbund. Ihr Daumen fuhr über die Papierkanten und sie sah, dass schon sehr viele der Seiten beschrieben waren. Das Papier war liniert. Irene nahm den Stoß erneut und ließ die noch unbeschriebenen Seiten vorbeigleiten. Auf der letzten beschriebenen Seite stoppte sie, schlug das Buch auf und las: „Mein letzter Tag“. Es stand kein Datum am Text. Irene blätterte zurück und sah dort eine Tagesangabe. Das Datum lag schon über zwei Monate zurück. Offenbar wurde eher selten im Buch geschrieben. Irene konnte das nachvollziehen. Warum sollte sie irgendeiner fremden

Nachwelt etwas hinterlassen? Sie war hier, um Schluss zu machen. Dass es noch so schöne, letzte Tage waren, hatte sie nicht erwartet. Jetzt freute sie sich darüber und wollte die Zeit genießen. Warum sollte sie diese Augenblicke festhalten? Für wen?

„Morgen ist meine Nummer dran. Ich habe nichts mitzuteilen über meine drei Tage hier, die sich jetzt dem Ende neigen. Ich will diesen Text nur deshalb schreiben, damit alle lesen können, dass es auf diesem Platz auch Streit gibt. Die Seiten vor mir sind voller freundlicher Texte. Das mag ja auch meistens so stimmen und ging mir auch so – die Zeit war schön. Seltsam schön. So schön, dass ich hätte weiterleben wollen. Aber ich wusste, dass es mit mir körperlich weiter bergab gehen würde. Und außerdem ist draußen die Welt nicht so wie hier. Warum auch immer?!

Gestern Abend aber gab es hier Streit. Vielleicht passiert das selten, aber es passierte. Worum es ging, habe ich gar nicht mitbekommen. Es spielt wohl auch keine Rolle. Jedenfalls wurde es laut. Zwei Menschen – ich würde wegen ihrem Auftritt zusortieren: zwei Männer – gerieten sich in die Haare und wurden sogar handgreiflich. Vermutlich waren Drogen im Spiel. Jedenfalls gab es erst den Streit, der nahe an einem Lagerfeuerplatz spielte. Dann verlagerte sich das Ganze zu der Drogenabgabestelle, weil einige derer, die den Streit unmittelbar erlebten und zum Teil dann auch schlichten konnten, zu der kleinen Luke in der Mauer gingen und forderten, dass Schluss sein müsse mit der Abgabe von Drogen. Dazu ist vielleicht zu erklären, dass hier auf dem Gelände denen, die von Drogen abhängig sind, dosiert diese oder Ersatzstoffe ausgegeben werden. Einen Entzug will hier niemand verordnen – das brächte wahrscheinlich viel Stress aufs Gelände. Außerdem ging ja auch draußen der Trend zur Tolerierung von Drogen und Steigerung von Hilfsangeboten, die aber freiwillig sein sollten. So war es auf dem Platz auch. Vor der Drogenabgabestelle standen immer zwei gemütlich wirkende Sessel, und wenn jemand ein Gespräch über seine Sucht wollte, kam jemand auf den Platz und bot sich als Gesprächspartner an. Aber das nur als Einschub.

Standen also dann gestern Abend mehrere Menschen vor der Luke und wollten, dass die dicht gemacht wird. Sie waren der

Meinung, das Lautstärke und Mackerei im Verlauf des Streits mit dem Konsum von Drogen zu tun hatten (was durchaus sein kann, ich bin da keinE Experte). Dann kamen weitere Personen hinzu, die für sich oder andere und ihre Möglichkeit, Drogen zu erhalten, eintraten. Auch hier entstanden wieder laute und für meinen Geschmack mitunter ziemlich inhaltsleere Wortgefechte. Ich hatte die ganzen Tage vorher keine solchen Schimpfworte oder Anpissen wie ‚Halts Maul‘ oder ‚Du hast gar keine Ahnung‘ gehört. Irgendwann war ich auch dort hingegangen und merkte nach einem kleinen Einwurf in die Debatte und einer etwas aggressiven Gegenrede, dass mein Pulsschlag sich auch steigerte. Es ging ziemlich schnell, ich war ganz beeindruckt von mir selbst. Neben mir standen drei Menschen, die sich einmischten mit der Auffassung, dass Streit doch doof sei – vor allem hier auf dem Platz, wo es doch egal sei. Sie hatten aber wenig Wirkung – eher heizten sie mit ihren ständigen ‚Hört doch auf‘ oder ‚jetzt vertragt euch wieder‘ die gereizte Stimmung noch an. Die Streithähne wollten sich ja nicht einreden lassen, dass sie völlig begründungslos schimpften und es auch sein lassen konnten.

Die Beschreibung erinnerte Irene an die Abläufe am gestrigen Lagerfeuer. Offenbar wiederholten sich solche Geschichten. Sie las, wie sich auch im beschriebenen Fall dann Menschen einmischten und eine besondere Form des Streitens vorschlugen – ganz ähnlich der heute Morgen. Sie las weiter:

Es ginge nie darum, Unterschiede zuzukleistern und eine Wohlfühlatmosphäre durch Weggucken und Nichtdenken zu schaffen. Streit würde schließlich zeigen, dass hier Menschen Positionen wichtig finden – sonst würden sie die ja nicht so verteidigen. Da wäre es doch dumm, diesen Fluss an Energie einfach abzdrehen oder schlicht abzuwürgen. Irgendwie leuchtet mir das ein. Wenn ich etwas wichtig finde, will ich auch nicht gemäßregelt werden, dass das doch nicht so wichtig ist. Um aber die Energie, die hinter einem Streit steht, zu nutzen, braucht es passende Kommunikationsformen. In der Welt da draußen ist das auch noch sehr unterentwickelt – früher muss es ja ganz schlimm gewesen sein. Streit mündete meistens in das Ringen um Sieg oder Niederlage,



also in Machtkämpfe – begleitet von irgendwelchen Moralaposteln, die das Streiten doof fanden.

Eben ist eine kleine Gruppe zur Drogenabgabestelle gegangen und hat dort ein paar Vorschläge vorgetragen. Keine Ahnung, ob es was ändert – und ob es hilft beim nächsten Mal. So selten, wie hier richtig Zoff herrscht, werde ich wohl keinen mehr mitkriegen. Muss auch nicht sein. Ich find's schön, dass die Tage hier so nett verlaufen. Aber ich denke, es gehört dazu, streiten zu können. Sonst wird aus der Harmonie schnell Psychokrieg – und aus einer Gleichgültigkeit, die aus einem Nicht-streiten-wollen (und können!) folgt, das blanke Faustrecht. Insofern war es gut, dass es so gelaufen ist. Hätte eigentlich schon früher klar sein müssen, dass das Anschreien nach dem Motto ‚Der Lauteste hat Recht‘ Konflikte einmal nicht löst und zum anderen die Chance verspielt, aus der vorhanden Energie eine kreative Lösung herauszuholen.

Okay – das soll reichen. Die Seite ist voll. Tschüss euch, die Ihr noch lebt.“

Irene blickte in die Runde des Platzes. Die Drogenabgabestelle war immer noch da. Irene musste den Kopf nur leicht nach rechts drehen, dann sah sie die beiden Sessel und die kleine Luke in der Wand. In den vier Tagen, die Irene auf dem Platz mitbekommen hatte, waren nur sehr selten Menschen zu der Stelle gegangen. Neben Drogen erhielt mensch dort auch Medikamente, z.B. Schmerzmittel. Die hatten aber viele, die sie auch schon vorher brauchten, im mitgebrachten Korb dabei.

Irene besann sich wieder auf das Buch, das auf ihrem Schoß lag. Sie schlug wieder die ersten Seiten auf. Flüchtig musterte sie die Seiten, las einzelne Sätze und blätterte meist schnell weiter. Eine Seite war voll unterschiedlicher Farben und Handschriften. Ursprünglich hatte da nur ein sehr kurzer Text gestanden:

„Ich will Computer und Internet!

Warum kann ich auf diesem Platz nicht chatten, visiten und iMailen? Das geht doch draußen auch! Warum soll die Welt draußen nicht erfahren, wie gut wir unser Leben hier organisieren? Das ist doch blöde. Und dumm von uns. Also: Nachrichten über uns in die Welt – und Kontakt zu meinen Freundis will ich!“

Offenbar löste dieser Eintrag etliche Reaktionen aus. Kreuz und quer waren Anmerkungen auf die Seite geschrieben worden – erkennbar von unterschiedlichen Menschen. „Ein Glück, dass das fehlt – endlich mal Ruhe vor all diesem Mist!“ war zu lesen, aber auch: „Ich fänd’s auch gut, wenn da draußen mehr mitkriegen, wie wir hier gut zusammenleben.“ Darunter hatte dann aber wieder jemensch geschrieben: „Dass wir so gut zusammen klarkommen und viel miteinander reden, liegt doch auch daran, dass hier von Mensch zu Mensch gelebt wird – und nicht von Mensch zu Maschine und dann erst wieder zu Menschen.“

Einige der Anmerkungen waren senkrecht oder gar auf dem Kopf geschrieben. Irene dreht das Buch einmal herum, um alles lesen zu können. Es waren immer nur einzelne Sätze.

Nach ungefähr einem Drittel der Seiten stieß sie auf einen Text mit der Überschrift „Ist dieser Platz wirklich das Richtige?“ Das weckte ihr Interesse, auch wenn es gefährlich klang. Irene hatte mitbekommen, dass Menschen niedergeschlagen sein konnten, die ihre Entscheidung, in den Tod zu gehen, doch wieder in Frage stellten. Schließlich gab es von hier kein Zurück mehr. Irgendwie reizte es Irene genau deshalb, den Text zu lesen: Wer stellte das denn doch in Frage und schrieb darüber sogar noch? Irene schaute auf den Namenszug unter dem Text: „Aische“ stand da. Und „61 Jahre, MCS seit über 15 Jahren“. Die Krankheit hatten viele Menschen, es war wie eine Seuche zu einem ständigen Begleiter im Alltag der Gesellschaft dieses Jahrhunderts geworden. Bis heute ist es der medizinischen Forschung nicht gelungen, ganz konkret nachzuweisen, was welche Wirkung im Körper zeugte. Alle wussten nur – oder glaubten zu wissen –, dass es die Masse naturfremder Stoffe war, die dem Organismus zusetzte, so dass immer wieder Teilfunktionen oder ganze Organe ausfielen, scheinbar unsinnige Reaktionen und Schmerzen auftraten. Die Betroffenen waren nicht zu beneiden. Kein Wunder, dass immer wieder MCS-Betroffene auf den Platz kamen, weil sie keinen anderen Ausweg aus ihrem Leiden sahen.

Irene las den Text von Aische.

„Mir geht es gut hier. Ich habe Freundis gefunden. Richtig gute sogar. Welche, mit denen ich reden kann. Welche, mit denen ich

kuscheln kann. Ich habe nach zwei Jahren erstmals wieder mit einem Menschen nicht nur zärtlich nebeneinander gesessen, gelegen, sondern wir haben sogar miteinander geschlafen. Hier, wo ich sterben wollte und will. Ist das nicht komisch? Oder verrückt? Vielleicht auch absurd? Was bewirkt dieser Platz? Hilft er der Welt da draußen – oder schadet er sogar? Ich bin unschlüssiger denn je, deshalb schreibe ich diesen Text.“  
Unter den Absatz hatte Aische ein Bild gemalt.



Es zeigte den Platz als etwas eierigen Kreis in der Mitte und angedeutete Landschaften, Häuser und Fabriken, Straßen und Plätze rundherum. Beides war durch die Mauer getrennt, die auch tatsächlich das Leben draußen und die letzten Tage der Menschen drinnen vollständig voneinander trennte. Aische hatte Strichmenschchen gemalt – drinnen in kleinen Runden zusammen, draußen in verschiedenen Tätigkeiten am Fließband, im Polizeiauto, im Panzer und bei einem Vortrag vor in sauberen Reihen sitzenden Menschen. Quer über das Bild stand das Wort „Warum?“

„Was wäre, wenn wir alle vom Platz wieder nach draußen gehen – jedenfalls die, die es noch können -, und dort für eine bessere Welt streiten würden? Wäre es dann auf dem Platz so, wie es ist? Brauchen wir diesen harten Schnitt in unser Leben, um unsere Unterschiedlichkeiten zu genießen statt zu bekämpfen oder zu unterwerfen? Warum wollten wir (und wollen weiter die meisten) draußen immer mehr für uns, Macht – auch im Kleinen unserer sozialen Beziehungen -, Reichtum, Recht usw.? Ist das Leben nicht viel interessanter, wenn sich alle Menschen um uns herum frei entfalten und wir das genießen können, was sie hervorbringen an Vielfalt des Lebens?“

Viele der Menschen hier auf dem Platz, die ich kennengelernt habe, sind hier, weil ihr Körper unwiederbringlich zerfällt. Sie haben ein schweres oder nettes Leben gehabt, aber sahen jetzt keine Perspektive mehr. Sie wollten sich den Anfang nicht durch ein schweres Ende versauen lassen. Für alle diese Menschen war und ist dieser Platz eine große Hilfe, denke ich. Aber was ist mit denen, die ihre Lebenslust verloren haben, die frustriert, irgendwie gescheitert sind und hier wieder aufblühen? Sie beweisen doch laufend, dass es nicht nötig wäre, dem Leben ein Ende zu setzen. Die Welt da draußen lässt einem nur keine andere Alternative. Wer dann durch die rote Tür hierher kommt, fehlt dort als Person mit dem Willen oder zumindest einer Ahnung, dass die Welt besser sein könnte. Tolerieren diejenigen, die die Welt so schlecht wollen, weil sie als Einzelne davon zu profitieren glauben, diesen Platz auch, weil sie einige potentielle Gagnis loswerden?

Ich weiß es nicht. Vielleicht ist es auch zu einfach gedacht. Menschen sind komplizierte Wesen. Sie haben in jeder Sekunde viele unterschiedliche Gedanken. Wer geistig rege ist, achtet auf diese, sortiert sie, wägt ab und bastelt aus dem Brei eine eigene Überzeugung. Wer nach schnellen und einfachen Antworten sucht, ist meist nur zu faul, diese Vielfalt an gedanklichen Möglichkeiten auszuschöpfen. Aber irgendwie beschleicht mich der Zweifel, dass es nicht besser wäre, für ein angenehmeres Leben statt für einen angenehmeren Tod einzutreten.“

Der Text war mit einem blauen Stift geschrieben. Unten hatte jemand mit grüner Farbe ergänzt: „Das schließt sich doch nicht aus.“ Irene starrte eine Weile auf die Seite und den grünen Nachtrag. Tausende Gedanken zuckten durch ihren Kopf, dessen Blick minutenlang auf der Seite klebte. Dann griff sie zu ihrem eigenen Stift und fügte, wieder in blau, die Anmerkung hinzu: „Wenn du erstmal hier bist, schon.“ Wieder starrte sie eine Weile auf die Seite, zu der sie nun auch einen Beitrag geleistet hatte.

## Donnerstag, 19.02 Uhr

Ein leises Geräusch neben sich lies Irene aufschauen. Maxi stand da und schaute auf Irene: „Du bist ja noch da. Ich dachte, heute wäre Dein letzter Tag.“ „Ja“, antwortete Irene. „Das hatte ich gestern auch noch gedacht. Aber heute Morgen gelang mir doch der Tausch. Morgen früh ist es erst vorbei.“ „Ach ...“, Maxi schaute und Irene schien es so, dass sich unter sierre Freude auch eine Verlegenheit mischte. Sie waren sich in den vergangenen Tagen ein paar Mal begegnet, zunächst flüchtig, als sie zusammen etwas gekocht und gegessen hatten. Später standen sie zusammen und erzählen sich Erlebnisse auf dem Platz. Schon bei diesem Gespräch war zwischen ihnen mehr als nur das Interesse am Gedankenaustausch. Maxi war einen Tag später auf den Platz gekommen: „Dann sind wir ja beide morgen dran.“ Sie verglichen die Nummernzettel, den getauschten von Irene und den von Maxi, den sie von Anfang an bei sich trug. Beide waren nur zwei Zahlen auseinander.

„Wollen wir uns vor der Tür treffen und zusammen warten?“ „Gerne.“ Irene freute sich. Sie war etwas unsicher gewesen, wie sie die Zeit direkt vor dem Ausgang erleben würde. Jetzt wusste sie, dass sie dort mit jemensch sitzen würde, denn sie vertraute und hier zu den liebsten Menschen gehörte, die sie je kennengelernt hatte. So hatte sie das jedenfalls beim gemeinsamen Kochen, Essen und ihren weiteren Begegnungen empfunden. Bei Gruppenaktivitäten, die Irene gern besuchte, war Maxi hingegen nie dabei. Offenbar stand sie nicht auf Vorlesen, Debattieren oder Spielen. Oder mochte größere Menschenrunden nicht. Dabei war sie durchaus gesprächig, humorvoll mit sanfter Stimme und im gesamten Ausdruck.

„Wie geht es dir? Hat sich der zusätzliche Tag gelohnt?“ fragte Maxi, und Irene erzählte, welche Gespräche und Begegnungen sie in den vergangenen Stunden hatte. Dann deutete sie auf das immer noch aufgeschlagene Buch mit den Geschichten vom Platz: „Darin hab ich ein bisschen gelesen.“ „Lohnt sich das? Ist doch Vergangenheit ...“ „Kommt wohl drauf an, wie du mit den Texten umgehst.“ Kleine Pause. „Es ist gar nicht so viel drin geschrieben worden, aber zu einigen Schilderungen haben andere dann wieder Anmerkungen hinzugefügt. Das ähnelt dann ein bisschen einer Diskussion – halt auf Papier.“ Sie klappte das Buch zu. Maxi nahm es mit einer langsamen Bewegung aus ihrer Hand, betrachtete den Deckel, schlug es aber nicht auf. Stattdessen hob sie den Kopf und sah Irene an. Irene schaute zurück. Dann senkte sie ihren Blick wieder auf das Buch, das in Maxis Händen ruhte. Wieder der Herzschlag. Die Stille und der Austausch von Blicken brachten sie durcheinander. Auch Maxi schwieg. Sekunden verrannen.

„Wollen wir uns zum Frühstück treffen?“ Die angespannte Stille zerbrach. „Ja. Wir müssen schauen, wie viele Nummern heute Abend noch vor uns liegen.“ „Klar – zum Sterben sollte mensch nie zu spät kommen. Das macht sich nicht gut.“ Beide lachten auf. „Nicht dass das noch notiert wird und in den Bewerbungsschreiben steht im nächsten Leben.“ „Oh, wie schrecklich“, spielte Maxi empört. „Ich wollte beim nächsten Mal doch brav und angepasst sein.“ „Ja, bestimmt“ – beide grinnten. „Ich will gar nicht nochmal leben. Das eine Mal reicht.“

„Komm!“ Irene sprang auf. „Lass uns ein bisschen spazieren gehen.“ Sie schaute auf Maxi: „Zusammen.“ Maxi legte den Kopf etwas schief und blinzelte zu Irene herauf. Dann stand auch sie auf und beide schlenderten auf den Garten zu.

„Warum siehst du dich selbst immer als Frau?“, fragte Maxi. „Tue ich das?“ „Ja, wenn du von dir sprichst, nutzt du keine geschlechtsneutralen Worte.“ „Okay, das stimmt.“ Irene ließ eine Pause. Die Frage war ihr nicht neu. Sie hatte sie sich häufiger auch selbst gestellt. „Ehrlich gesagt, ich weiß es gar nicht so genau. Wahrscheinlich ist ein Grund, dass ich so aufgewachsen bin. Es gab früher ja noch viel eindeutiger Mittel, wie ein Kind zum Mädchen oder Jungen gemacht wurde. Kleidung, Wörter, Geschenke, Bewertungen von Verhalten – wenn ich an die Fotos aus den Digitalalben zurückdenke, die ich mir später anschaute, dann haben meine Eltern und Mitbewohner mich da schon ziemlich eindeutig orientiert.“ „Hättest du aber ja irgendwann anders entscheiden können. Das war ja alles fremdbestimmt.“ „Schon. Aber es ist auch ein geordneter Hafen für deine gesellschaftliche Rolle, deine Gefühle und die Erwartung, die du hast, wenn du dich in einer bestimmten Weise verhältst. Was eine Frau tut, erzeugt eine andere Wirkung als wenn es ein Mann tut – einfach weil sie eine Frau ist. Und wer nicht eindeutig zugeordnet werden kann oder, selbst wenn das Biologische deutlich zu sehen ist, signalisiert, dass die Zuordnung nicht wichtig sei, wird wieder anders behandelt.“

Maxi wirkte unzufrieden. „Das heißt aber doch, dass du akzeptiert hast, zur sozialen Frau gemacht worden zu sein, weil es für dich einfacher war und weil es als das Gewohnte vertrauter war, dabei zu bleiben.“ „Kann sein. Ich habe manchmal drüber nachgedacht und es nie ändern wollen. Ich hatte mich ja gut gefühlt in der sozialen Nische als Frau.“ „Naja, wenn du das so willst. Aber es ist ja fraglich, ob das wirklich etwas ist, das du willst.“ „Wieso?“ „Naja. Du wirst auf eine bestimmte Weise sozialisiert. Dann bist du da und willst da auch bleiben, weil es das Gewohnte ist, für dich vertraut. Es ist aber umgekehrt das Gewohnte, weil du darin sozialisiert worden bist, ohne dass du das hättest entscheiden können. Du wurdest ja nicht mal gefragt. Das heißt, es ist nicht

Dein Wille, sondern eine Vorgabe, die du akzeptiert hast. Finde ich.“ „Das ist nicht blöd gedacht. Aber es blendet etwas aus. Nämlich dass es zufällig auch deckungsgleich sein kann. Sonst müsste ich mich ja zwangsweise gegen-sozialisieren, um zu schauen, ob das besser zu mir passt. Das wäre dann auch unfreiwillig, weil es genauso aus dem Vorgegebenen abgeleitet wird. Nur halt negativ.“ Maxi stutzte: „Hm. Ja, okay. Ist schon logisch. Du hast recht, das ist ziemlich schwierig. Wer sich deshalb gegen etwas wehrt, weil die Entstehung falsch war, wird nicht wissen können, was sie eigentlich gewollt hätte, wenn sie von vornherein frei hätte entscheiden können.“ Irene ging jetzt in die Offensive: „Es hilft also nur, sich immer selbst zu hinterfragen. Ich muss mitbekommen, wenn es nicht mehr stimmt. Ich finde, das habe ich gemacht – und mich entschieden, mich als Frau zu fühlen.“

Maxi dachte nach. Sie war noch unzufrieden. „Wie war es denn mit den Rollen, die einer Frau zugeordnet werden? Warst du Mutter? Bist du auf Männer abgefahren? Hast du dich um den Haushalt gekümmert? Musstest du auf andere Kinder aufpassen – aber die Jungs in deinem Umfeld nicht?“ Irene überlegte. „Eigentlich“, begann sie langsam. „Also ... eigentlich nicht. Wie es als kleines Mädchen war, weiß ich nicht. Später denke ich, war das nicht so. Ich habe mich in Männer und Frauen verliebt – sowohl welche, denen ihr Geschlecht wichtig war wie auch solche, die darauf geschissen haben. Ich habe ganz unterschiedliche Tätigkeiten ausgeübt – könnte dir hier lässig was zusammenschweißen wie auch die heutigen Waschautomaten blind bedienen. Mag sein, dass mein Umfeld immer noch in eine bestimmte Richtung drängte – es hat mir ja auch einen Namen gegeben, der eindeutig scheint.“ „Hättest du ja ändern können. Maxi ist auch nicht mein Geburts-Vorname – ich wollte aber nicht mehr, dass mein Geschlecht immer schon am Namen zu erkennen ist.“

Maxi blieb stehen. Irene zog eine leichte Kurve, um nicht gegen sie zu stoßen. Ihre Hänge berührten sich kurz. Das reichte, um Irene wieder ihren Puls spüren zu lassen. Es war wieder wie vorher, als Maxi sie anschaute. Beide sahen sich auch jetzt an. „Magst du mir deine Hand geben?“ Pause. „Ich würde dich gerne spüren. Nur einen Moment.“ Wieder eine Pause. Beide streckten ihre



Hände aus und schoben sie ineinander. So gingen sie weiter. Die Sonne hatte die Mauerkrone erreicht und würde gleich hinter ihr verschwinden. Jetzt strahlte sie, leicht gebrochen, durch die Schleierwolken am Himmel, direkt ins Gesicht. Irene und Maxi gingen eine Weile schweigend über den Platz in Richtung der Sonne, bis sie in den Schatten der Mauer gelangten, den diese schon deutlich in den Platz hinein warf.



„Du bist sehr nett“. Es kribbelte. Irene überlegte, ob sie die Hand lösen und Maxi durch die kurzen Haare streicheln sollte. Oder nur am Arm. Sie entschied sich dagegen. „Danke ... ich fühle mich mit dir auch sehr wohl.“ Beide schauten sich an. Sie hielten sich immer noch an einer Hand. Maxi streckte den anderen Arm aus und berührte Irenes Stirn sanft mit dem Zeigefinger. Irene lächelte. Ihr Herz pochte, die Gedanken im Kopf verschmolzen. Kein Wort kam mehr – stattdessen ein Lachen. Irene schaute zur Seite auf den Boden, schüttelte den Kopf. „Morgen sind wir tot.“ Maxi

nahm ihre zweite Hand: „Aber heute leben wir.“ Irene hob den Kopf wieder, schaute Maxi in die Augen. Ihr Wille zu mehr Nähe wuchs. So hob sie die Arme. Maxi verstand die Geste. Sie umarmten einander. Langsam, wie in Zeitlupe. Dann standen sie unbeweglich, eng umschlungen, sprachen lange kein Wort. Einige Meter entfernt drehten sich ein paar Menschen zu Irene und Maxi um, die jetzt wie ein Denkmal am Rande des Platzes standen und die Welt um sie herum nicht mehr wahrnahmen. Einige lächelten. Sie kannten Irene von mehreren Gesprächen, hatten sie als distanziert erlebt. Sie redete gern mit Menschen, war beim Vorlesen oder Kochen dabei, saß am Lagerfeuer oder gab Neuankömmlingen ein erstes Geleit auf den Platz. Niemand sah sie als Einsiedlerin. Aber sie bewahrte stets Distanz, schien unnahbar. Doch jetzt stand sie da, verschmolzen mit einer anderen Person zu einem Kunstwerk der Zuneigung. Hätte Irene bemerkt, dass ihre Umarmung beobachtet wurde, wäre ihr das Lächeln aufgefallen, das einige auf den Lippen hatten. „Das freut mich richtig doll“, flüsterte eini derm Nachbari zu. Dann wandten sich beide wieder ihrer Gruppe zu.

Es dauerte lange, bis sich Maxi und Irene aus der engen Umarmung lösten. Sie hielten sich an Oberarm und Schulter, schauten sich in die Augen. „Darf ich dich heute Abend besuchen?“ „Ich weiß nicht.“ Schweigen. „Ich denke drüber nach. Ich suche dich dann und sage dir Bescheid. Okay?“ „Ja, natürlich.“ „Oder besser: Komm einfach zwischen neun und zehn nochmal zu mir. Kann sein, dass ich dann schon irgendwo liege. Du weißt ja, ich werde immer schnell müde.“ „Ja, weiß ich. Ich würde mich freuen, aber fühle dich zu nichts gedrängt.“ „Ja.“ „Morgen sind wir tot.“ „Wollen wir zusammen was essen?“

Sie ließen einander los. Die Sonne war hinter die Mauer gefallen. Die Dunkelheit des letzten Abends in Irenes Leben schob sich über den Platz. Zusammen mit Maxi suchten sie eine Kochecke, wo noch Platz für zwei war. Sie trafen Bekannte. Die luden sie ein, mit ihnen zu essen. Der Salat musste noch fertig zubereitet werden. Maxi und Irene kümmerten sich darum. Ins Schnippeln vertieft, redeten sie über verschiedene Themen: Geschehnisse auf dem Platz, die Welt da draußen, Ideen für den kommenden und

letzten Morgen. Beide hielten die Erinnerung an das Erlebnis von eben im Körper wach. Ob es eine Fortsetzung geben würde? Irene fühlte sich hin- und hergerissen zwischen mehr Nähe und ihrer Angst, zu schnell wichtige Grenzen der Vorsicht zu überspringen. Sie wollte keine schnelle Entscheidung treffen.

## **Donnerstag, 20.33 Uhr**

Die Müdigkeit zerrte an Irene. Sie aß schnell und stand auf: „Ich lege mich hin und denke nach. Hast du noch was vor?“ „Nein.“ „Ist es okay, wenn ich schon mal gehe?“ „Hmmm, klar – ich glaube, ich setze mich dann ans Lagerfeuer.“ „Gut, komm dann einfach vorbei. So in einer Stunde, wäre gut.“ „Gerne.“ Maxi beugte sich zu ihr und flüsterte ins Ohr: „Ich werde kommen und mir nichts anderes vornehmen.“ Irene spürte, wie sie ihr zärtlich ins Ohr biss – und dann wieder ihren Herzschlag. „Ja“, flüsterte sie zurück. „Ich ruhe jetzt aus und sage dir dann, wie ich mich entschieden habe. Ich bin immer noch unsicher.“ „Das merke ich. Ich wünsche dir, dass du das Richtige für dich findest.“ „Das ist lieb von dir.“ Irene entfernte sich einen Schritt, drehte sich wieder um, schaute Maxi an. „Leider gibt es nur noch diesen Abend.“ Dann ging sie zu einer der Liegeflächen am Rand des Platzes. Die Gedanken im Kopf bleierten. Was um sie herum geschah, war Irene seltsam unwichtig geworden. Alle anderen Tage hatte sie sich stets umgeschaut, um Neues zu entdecken oder zu probieren, Menschen kennenzulernen oder einfach zu studieren, was hier unter diesen merkwürdigen Bedingungen auf dem Platz geschah. Nun drehten sich ihre Gedanken um ganz anderes. Maxi, der letzte Abend, ihre Ängste und Sehnsüchte.

Sie hatte einen Schlafplatz mit Glasdach gewählt. Die Wolken könnten Regen bringen. Nun setzte sie sich auf die Kante einer Liegefläche mit Matratze. Niemand außer ihr hatte heute schon einen der bettähnlichen Ruheplätze aufgesucht. Irene war allein. Sie legte sich auf den Rücken und starrte in den Himmel, in dem die letzte Helligkeit der Sonne die Konturen der heraufziehenden Wolken umriss. Da oben wehte ein mittelmäßiger Wind und trieb

die Wolken über dem Platz in die Richtung, in die sie ihre Füße gestreckt hatte.

Sie schloss die Augen. In Gedanken spürte sie wieder den Finger auf ihrer Stirn. Sie erlebte noch einmal die Momente der Berührung. Sie versuchte, sich an die Worte zu erinnern, die dazwischen gefallen waren. Es waren nicht viele. Alles hatte Irene tief berührt. Sie spürte, dass da eine Sehnsucht war. Zwei Jahre lang hatte sie jede Versuchung im Keim erstickt. Sie lebte auf Distanz. Sie hatte erwartet, das auch in den letzten Tagen ihres Lebens so zu leben. Doch nun, ganz kurz vor dem endgültigen Ende, bröckelte ihr Panzer. Was würde sie erwarten? Die letzte Nacht für Maxi und für sie – gemeinsam verbracht? Sollte sie Maxi zu ihr unter die Decke lassen? Und würde sie das wollen? Vielleicht Hand in Hand ein wenig da liegen und in den Himmel schauen? Oder würde Maxis Hand ihren Körper erobern – auf Exkursion unter ihrem Hemd, das sie auch im Bett noch trug. Den Rücken streicheln. Die Schultern massieren. Durch ihr Haar fahren. Ihre Brüste berühren. Den Bauch. Das alles unter einem Himmel, der über ihnen ein Gemisch aus Wolken vor sich hertrieb, die im dunkel der Dämmerung allmählich verloren gingen.

Doch Gefahr: Vielleicht würde es gar nicht schön werden. Ist die Maxi ihrer Wunschwelt nicht viel schöner und sicherer als der wirkliche Mensch. Vielleicht war sie gar nicht so sanft wie in den Worten und ersten Berührungen. Vielleicht zerstörte eine körperliche Nähe den so unkompliziert netten Umgang? Könnte sie noch „Nein“ sagen, wenn sie erst einmal zur ihr unter die Decke geschlüpft war? „Nein“ zu was überhaupt? Irene erwachte aus dem Halbschlaf. Das wohlige Gefühl verschwand aus ihrem Körper. Ihre Erregung wich dem Zweifel, wurde von Angst verdrängt. Angst, dass danach alles so wichtig sein würde. Jede Handlung und jedes Wort wären aufgeladen mit Symbolik. Richtig und falsch – permanent auf der fließenden Grenze zwischen Gemeinsamkeit und Missverständnis, Einfühlung und Übergriff, Hingabe und Selbstbehauptung.

Quälte sie sich mit solchen Gedanken nicht selbst? Versaute ihr Verstand die Schönheit des Moments? Vielleicht wäre alles gar nicht so kompliziert. Die kleinen Unsauberkeiten im Miteinander

müssen doch keine prägenden Dellen in den schönen Bogen der Lust und Zärtlichkeit schlagen. Warum nicht wagen, was nur noch heute gewagt werden konnte?

Irene versank wieder in ihren Träumen. Wie würde sie Maxi empfangen? Es könnte ja auch schon richtig schön sein, Arm in Arm einzuschlafen. Es war die letzte Nacht für beide. Sie bräuchte etwas Mut, um Nähe zu suchen. Eine Sehnsucht erfasste sie, sich an siehnen zu drängen, wenn sie käme. Sie würden nebeneinander liegen. Sie könnten die trennenden Stoffbahnen beiseite schieben. Haut auf Haut – es war lange her, dass Irene solches das letzte Mal genossen hatte. Ihre Hände an Maxis Körper. Maxi bei Irene. Unwillkürlich vollzog Irene im dunkeln die gedachten Bewegungen mit den eigenen Händen. Alles war sehr erregend. Einen Moment lang wünschte sie, es wäre schon so, wie sie es sich gerade in ihren Träumen als ungetrübtes Bild zurechtlegte.

Aber Maxi war nicht bei ihr. Vielleicht saß sie noch bei der Gruppe in der Küchenecke. Oder schon am Lagerfeuer. Vielleicht war sie auch gar nicht auf eine vorsichtige Nähe aus, sondern wollte nur ein bisschen Spaß am Vorabend des Lebensendes? Nein – so war Maxi nicht. Doch konnte sie das wissen? Sex war in der Welt da draußen oft etwas Brutales, wo Menschen ihre Besinnung verloren oder andere Menschen unterwarfen. Sie taten das bewusst, um sich an der eigenen Macht zu berauschen oder, meistens, in der Unaufmerksamkeit ihrer eigenen Nummer. Irene hatte das am eigenen Leib erfahren. Mehrfach. Alle diese Erlebnisse lagen lange zurück. Sie hatte nie sofort gemerkt, wie sie einer anderen Person als Figur diente. Von gewaltsamen Übergriffen, die in der Welt vielfach geschahen, blieb sie glücklicherweise verschont. Doch es lähmte sie, immer nur eine Projektion anderer zu sein. Sie hatte einige Partnise im Laufe der Zeit. Umsorgende, sanfte. Aber das Gefühl war immer da, mehr als Wunschbild zu dienen denn als eigenes Ich. Das wollte sie nicht noch einmal erleben. Auch nicht wenige Stunden, bevor sowieso alles egal war. Und nichts gab ihr Gewissheit, dass Maxi anders war als all die, die sie schon erlebt hatte.

Irenes Körper schien eine andere Sprache zu sprechen. Der Puls ließ nach und das wohlige Gefühl wich, wenn der skeptische Geist

die Oberhand gewann. ‚Vielleicht doch einfach drauf einlassen? Akzeptieren, dass es nicht immer das Allerbeste sein muss, was mensch erreicht? Wenn ich einen Film gucke, prüfe ich doch auch nicht vorher, ob der auch wirklich super ist‘, überlegte Irene. ‚Ich wünsche es mir – und manchmal bin ich enttäuscht. Ich kann jederzeit gehen oder abschalten. Das kann ich auch bei einer zärtlichen Verabredung klären. Das muss gehen. Warum nicht mehr wollen und wagen, wo doch der zarte Fingerstrich auf der Stirn schon so gut tat?‘

Doch machte sie nicht den gleichen Fehler und baute sich Maxi als Wunschbild? Vielleicht würde sie sich schüchtern zeigen und warten, was Irene täte. Irene stellte sich vor, wie sie Maxis Körper mit ihren Fingern eroberte. Wie würde sie angezogen sein, wenn sie käme? Vorhin trug sie ein Kleid mit Fransen, darunter eine Hose aus leichtem, weitem Tuch. Irene dachte ihre Hand, wie sie unter das Kleid schlüpfte und sanft jedes Stück der Haut berührte. Traumbilder flossen vor ihren Augen vorbei. Sie atmete tief durch. Wenn Maxi jetzt hier wäre – Irene würde sich nicht mehr bremsen können. Welch ein überwältigendes Gefühl schon so allein mit sich selbst, allein mit dem Wunsch. Viel aufregender noch war die Vorstellung, die ersehnte Mensch sei da. Eine Person, die sie mochte, die sie vertraute, die sie achtete und mitnahm auf eine gemeinsame Reise.

Irenes kalkulierende Vernunft schaltete sich wieder ein: ‚Ich will nicht mein Wunschbild streicheln. Und ich will nicht als Wunschbild geliebt werden, sondern als Ich.‘ Doch das würde Zeit kosten, sich einer Beziehung zueinander anzunähern. Ein Abend war zu wenig – egal ob es der letzte war oder noch viele andere bevorstanden. Wenn kein weiterer folgen würde, war dann halt nicht viel mehr möglich als schon geschah. Irene hatte sich geschworen: Nie wieder einfach so und gedankenlos. Sondern überlegt und hinterfragt. Sie würde gern mit Maxi ... aber einfach so – das war nicht sie. Sie könnte Maxi fragen, wie sie sich annähern wollten, wie sie aufeinander achten, sich beachten wollten. Das müsste vorher geschehen. Es wäre ein interessantes Gespräch, und sicherlich auch nett. Irene hatte keine Zweifel an Maxi. Aber es würde nicht mehr zu viel führen. Denn morgen waren sie tot.

Warum aber musste das ein Grund sein, es nicht so weit zu wagen, wie es kommen würde?

Irene hörte Schritte. Maxi trat an ihr Bett. „Hallo.“ „Hallo.“ Beide Worte klangen freundlich, aber schüchtern. Einen Moment blieb Maxi stehen. Sier schaute zunächst auf Irene, dann auf den in der Dunkelheit untergehenden Platz und schließlich Richtung Himmel mit seinen unruhigen Wolkenfeldern. „Komm zu mir.“ Maxi setzte sich auf den Rand der Matratze. Sier rührte sich nicht. Beide schwiegen eine Weile. „Was ist los?“ fragte Irene. Maxi schien nervös. Sier hatte sich diese Begegnung so gewünscht, wirkte aber nun irgendwie abwesend. „Was geht dir durch den Kopf? An deinem und meinem letzten Abend ...“ Maxi schwieg und schaute wieder in die Runde des Platzes, wo entfernt einige Feuertonnen flackerten. Irene streckte eine Hand aus und berührte Maxis Rücken. Sanft strich sie über den Pullover, spürte die leichten Wölbungen der einzelnen Wirbel. „Die Schufte.“ „Was? Wer?“ Irene zog ihre Hand zurück. Maxi drehte sich zu ihr um: „Die beobachten uns hier und erstellen Studien, wie sich Menschen verhalten, die nichts mehr zu verlieren haben und sich vor nichts mehr fürchten müssen.“ Sie schauten sich an – Silhouetten im dunkel. „Magst du dich hinlegen“ Maxi streckte die Hand aus und fuhr Irene über die Stirn. Sier hob die Decke und kroch unter sie. Nun lagen sie nebeneinander, bewegungslos. Beide starrten in die Wolken. Ein paar Regentropfen fielen auf die Glasfläche über ihnen. Ganz leise hörte Irene die Aufschläge der Tropfen. „Ich fass es nicht.“ „Was?“ „Na, dass die uns heimlich beobachten und unser Verhalten auswerten. Gegenüber der Welt da draußen werden die Studien aber geheim gehalten. So wollen sie Aufruhr vermeiden.“ „Woher weißt du das?“ „Hat jemensch eben am Lagerfeuer erzählt.“ „Und woher weißt dier das?“ „Hat es wohl im Umsonstraum mitbekommen. Zufällig.“ „Das ist alles?“ „Ja. Aber es klingt doch glaubwürdig, oder?“ Irene schwieg. Maxi fuhr fort: „Wir müssen die Menschen draußen informieren.“ „Aber wie soll das gehen? Wir sind hier eingesperrt.“ „Niemensch bewacht uns wirklich. Wenn wir wollen, kommen wir auch raus.“ Irene griff Maxis Hand. „Aber ich will nicht. Ich bin hier, weil ich hier sein will. Und morgen tot.“ „Wir wissen etwas, was denen draußen

verschwiegen wird. Es ist unsere Pflicht, die aufzuklären.“ „Was ist schon Pflicht ...“ Irene hatte sich aufgerichtet. Sie schaute auf Maxi herab und streichelte über siern Gesicht: „Du willst morgen tot sein. Und ein Revoluzzi. Wie passt das zusammen?“ „Wenn es nicht passt, geht eben nur eines.“ „Aber du bist nicht ohne Grund hier. Ich jedenfalls nicht. Ich entscheide ja nicht für dich. Aber für mich. Ich will da nicht wieder raus.“ „Warum nicht? Es ist wichtig. Vielleicht kann sie unser Beispiel hier überzeugen.“ „Nein. Es wird enden wie jedes Mal. Die Windmühlen werden sich weiterdrehen und müde lächeln, wenn du dich an ihnen abarbeitest. Ihr seid ein Sonderfall, werden sie sagen.“ „Aber vielleicht – wenn sie merken, dass ihnen das verheimlicht wird?“ „Ach, Maxi. Ich höre dich schon rufen: Eine bessere Welt ist möglich! Aber wird so nicht seit Jahrzehnten geschrien? Ein paar wenige reißt das mit, aber meist nur zu nutzlosem Freizeitprotest oder zu Spenden an irgendwelche tollen Apparate. Als Ablasshandel. Warum sollte es dir anders ergehen?“ „Weil es hier ein Experiment gibt, dass alles beweist.“ „Maxi – es gab schon so viele Versuche. Wenn sie wichtig wurden, radierten die Mächtigen sie aus. Oder die Leute machten selbst aus ihrem Projekt eine Firma. Weil sie jetzt ja was war.“ „Du bist ganz schön pessimistisch.“ „Ja. Auch deshalb bin ich hier. Ich will nicht vier schöne Tage haben und dann wieder an den Weihnachtsmann glauben. Da draußen herrscht Krieg. Gedankenkrieg.“ Maxi starrte in den Himmel. „Willst du das einfach so hinnehmen?“ Irene kuschelte sich an sie. „Jetzt ja. Meine Zeit ist vorüber.“ Sie legte ihren Kopf auf sierne Brust und hörte das leise Klopfen des Herzens. „Noch nicht ganz allerdings. Ein paar Stunden noch. Und die jetzt gerade mit dir.“ Irenes Gedanken drängelten von der Revolution zur Romanze. Sie überraschte sich selbst, wie zielgerichtet sie eine zärtliche Begegnung ansteuerte und die Weltverbesserung irgendwo da draußen lassen wollte. Einige Zeit geschah nichts. Dann legte Maxi eine Hand auf ihren Kopf und strich durchs Haar. Irenes Hände ruhten auf Maxis Schultern. Siern Herzschlag gab den Takt. Irenes Hand fand einen Weg entlang siernes Körpers. Sie fühlte jede Rippe und hielt auf dem Bauch inne. „Filmen die uns auch?“ Maxi starrte weiter zum Himmel. „Weiß ich nicht. Würde ich denen aber zutrauen.“ Irene



öffnete vorsichtig die Augen: Es war dunkel. Sie lagen an einer Stelle, wo keine Lampe schien. ‚Vielleicht sehen sie uns nicht.‘ Sie schloss die Augen wieder. Sie wollte Maxi noch ihre Entscheidung mitteilen. „Maxi?“ „Ja, Irene?“ „Ich möchte mich bei dir bedanken, dass du in mir Sehnsüchte hervorgerufen hast. Das Gefühl war schön.“ Maxi lächelte. Irene hob den Kopf, stützte sich auf Maxis Brust und strich ihm mit der Hand über das Gesicht. „Aber ich möchte mich trotzdem heute nicht auf mehr einlassen. Ich hätte mehr Zeit gebraucht, um nicht wieder am Ende enttäuscht zu sein. Verstehst du das?“ Maxi zögerte. „Ja, ... natürlich.“ Ihm war deutlich anzumerken, wie intensiv immer noch die aktuelle Nachricht den Kopf zermartete. „Ich hätte gern mit dir darüber geredet, wie du dir so eine Annäherung vorstellen würdest, wenn wir sie ganz vorsichtig machen würden. Also Schritt für Schritt – Vertrauen gewinnen, sich Stück für Stück aufeinander zu bewegen, ausprobieren, nachdenken, versuchen.“ „Aber ... aber morgen sind wir tot.“ „Ja. Ich glaube, die Zeit reicht für mich nicht mehr aus, dass ich wirklich zu dir komme. Aber ich hätte gern mit dir darüber geredet. Vielleicht ginge ich dann morgen durch die blaue Tür im Wissen, dass da ein Mensch war, mit dem sich doch nochmal mehr gelohnt hätte.“ Maxi schaute sie an. Ein Lächeln zog in siern Gesicht. „Irene, du bist irre. Du hast mich auch sehnsüchtig gemacht. Ich wäre gern geblieben. Aber ich glaube, ich bin gerade abgelenkt. Zu abgelenkt, für so ein Gespräch. Für mich ist es okay, wenn wir es einfach dabei belassen. Ich will dich zu nichts drängen, was du nicht auch willst.“ „Danke“, sagte Irene. Beide schwiegen, lagen wieder nebeneinander und schauten in den Himmel. „Die müssen da draußen eine bessere Welt machen.“ „Ja.“ „Aber ohne uns.“ „Ja.“ Maxi drehte den Kopf. Sier sah die Umrisse von Irenes Gesicht. Ein Teil des Oberkörpers lag im Freien. Die Decke war zurück gerutscht. Ein schönes Bild. Zum Abschied. Maxi beugte sich zu Irene hinüber und küsste sie zart und vorsichtig auf den Hals. Dann richtete sier sich auf, starrte einige Sekunden in die Ferne zum Feuer, das Lichtsignale über den Platz sendete. „Gute Nacht.“ „Dir auch ... wir sehen uns, zum Sterben.“ Maxi drehte sich um und verschwand in der Dunkelheit.

Irenes letzte Nacht begann. Der vierte, zusätzliche Tag, neigte sich dem Ende entgegen. Der Nummernzähler würde nun einige Stunden Pause machen – wie Irene selbst. Aber es fehlten nur noch wenige Ziffern. Der endgültige Gang in den Tod könnte also morgen schon recht früh beginnen. Irene fühlte sich traurig und erleichtert zugleich. Der gewonnene Tag war schön, erfahrungsreich – so wie Irene das erhofft hatte. Jetzt war es Zeit, auch diesen, ihren letzten wieder zu verlassen – und einen der schönsten Plätze im Leben.

Die Welt über ihr war nun ganz mit Wolken verhangen. Irene glaubte nicht daran, dass sie in irgendeinen Himmel kommen würde. Sie genoss den, der jetzt über ihr zu sehen war. Morgen würde alles ausgelöscht.

## Freitag, 8.44 Uhr

Ein Sonnenstrahl kitzelte Irene im Gesicht. Sie blinzelte durch die verschlafenen Augenlider – aber da war die Sonne schon wieder weg. Es war nur eine kleine Lücke zwischen den ansonsten dichten Wolken. Der letzte Tag. Gleich ist Schluss. Irene sah sich um. Es sah wie immer aus – aber das „Immer“ war hier nicht gleich. Irene hatte gut geschlafen. Ein bisschen geträumt, aber nicht von Maxi, an die sie sich jetzt sofort wieder erinnerte. Ob die Verabredung zum Frühstück noch galt? Wie enttäuscht war Maxi von Irenes Absage? Zumindest an der blauen Tür müssten sie sich nochmal treffen.

„Guten Morgen, Irene“, hörte sie von der Seite eine vertraute Stimme. Maxi stand an ihrem Bett, hatte zwei Tassen mit Kräutertee in der Hand und bot Irene eine an. „Du schaust etwas irritiert – magst du heute keinen Tee?“ „Doch. Aber du hast mich sehr überrascht. Ich hatte gerade gezweifelt, ob ich dich gestern zu doll enttäuscht hatte und du lieber mit anderen frühstücken wolltest jetzt. Hätte ich verstehen können.“ Maxi schwieg und wartete, was Irene weiter sagen würde. „Tja – und jetzt stehst du da und bringst mir Tee ans Bett. Du bist toll. Vielleicht wärest du dier

Mensch gewesen, bei dem meine Distanz irgendwann geschmolzen wäre.“ Pause. Irene hob die Tasse: „Auf unsere Bekanntschaft. Ein paar Minuten wird sie noch wahren.“ Beide tranken einen Schluck des Tees. „Wollen wir uns ein Frühstück machen?“ Dann waren beide zu sehen, wie sie Hand in Hand, fast tanzend, zu einer der Küchenecken eilten, sich an den Tischen und Schränken zu schaffen machten, um schließlich auf zwei Stühlen ganz in der Nähe gestikulierend, redend, singend den letzten Morgen und das letzte Essen zu genießen.

Kurz darauf trafen sie an der blauen Tür ein. Dort standen und saßen einige weitere Menschen herum. Die meisten kannte Irene. „Na, wer ist als nächstes dran?“ Kutze meldete sich. „Und dann ich“, fügte Gerri an. „Hab’ die 5.493!“ ‚Fast meine‘, dachte Irene. Danach wäre sie schon dran. Maxi lag zwei Nummern höher. Sonst waren noch keine weiteren Menschen da, die auf den Ausgang warteten – nur einige, die mit ihnen hier die letzten Minuten verbringen wollten. Klack. Kutze ging. Einige winkten ihm nach – sie ging ohne große Rituale und Zeremonien.

Maxi und Irene hatten sich auf den Boden gesetzt und lehnten aneinander. Sie sprachen kaum miteinander. Still ließen sie die letzte Phase ihres Lebens an sich vorbeiziehen und genossen die Nähe zwischen ihnen. Eine Gruppe Menschen kam vorbei, darunter wieder eine Person, die hier darauf warten wollte, durch die blaue Tür zu gehen. „Na, wer ist noch vor mir dran?“ „Ich bin der nächste“, hörte Irene Gerri sagen – inzwischen auch mit etwas leiserer Stimme. „Danach ich“, meldete sich Irene und sah kurz zum Neuankömmling auf. „Ich komm dann nach dir“, ergänzte Maxi. Die Neue sah auf das kuschelnde Paar herab. Der lange Blick irritierte Irene und sie sah auf: „Ähh – ist was?“ „Ich bin zwischen euch mit meiner Nummer.“ „Ja. Problem?“ „Für mich nicht. Mir geht nur gerade durch den Kopf ... also ich meine, Ihr sitzt da so schön. Wollt Ihr direkt hintereinander durch die Tür?“ Irene und Maxi schauten beide etwas verwirrt auf die Neuen. „Naja. Mir ist es egal. Ich kann mit einem von euch beiden tauschen, dann seit Ihr direkt aneinander.“ Irene begriff und handelte sofort. Zum zweiten Mal verlängerte sie ihr Leben. Diesmal nur um wenige Minuten. Aber intensive. Mit Maxi.

Klack. Gerri war dran. Irene schaute kurz zu ihm hinüber. Gerri wirkte ein bisschen erschrocken, obwohl sie hier schon eine Weile saß und genau wusste, dass sie seine Nummer folgen würde. Sie saß auf einer Gehhilfe – so einem modernen Halbroboter, der die früheren Rollstühle ersetzte. Zwei Knopfdrücke, dann konnte sie aufstehen. Sie und ihre Begleiters erhoben sich ebenfalls. Ein paar Sekunden schauten sie sich an, dann umarmten sie einander, ließen wieder los – und Gerri näherte sich der Tür, mehr schleichend als gehend. Die Gehhilfe unterstützte sie bei den Bewegungen. Als Gerri die Tür erreichte, die sich mit einem ganz leisen Geräusch selbständig öffnete, drehte sie sich nochmals um. Sie winkte. Irene schaute kurz auf den Platz. Da waren mehrere, die zurückwinkten – auch zwei aus der Ferne, wo die Vorlesegruppe sich am Vormittag gerade zu versammeln begann.



Die Tür schloss. Irenes Zeit nahte. Nur dieser Person, mit der sie eben den Zettel tauschte, blieb noch vor ihr. Irene sah kurz zu ihm herüber. Sie saß ruhig auf einem mitgebrachten Kissen auf der Rasenfläche neben dem Weg, der zur Tür führte. Daneben die Begleiters, die mitgekommen waren. Das Geschichtenbuch lag zwischen ihnen und dieser Mensch, dieser gleich durch die Tür verschwinden würde, schrieb ein paar letzte Gedanken und Worte hinein. Irene ließ ihren Kopf wieder nach hinten auf die Schulter

von Maxi fallen, dier regungslos sitzengeblieben war. „Warst du enttäuscht, als ich gestern Abend abgesagt habe?“ „Hmmm ...“ „Sag ehrlich.“ „Hmmm, ... gefreut hatte ich mich schon. Aber du gehörst dir, niemensch anders.“ „Ja. Das ist auch gut, dass du das so siehst. Ich habe lange nachgedacht und mich auch über dich und uns gefreut. Aber ich konnte mich nicht durchringen. Ich hätte mehr Zeit gebraucht.“ „Die war nicht da.“ „Nee.“ „Gleich sind wir tot.“ Beide schwiegen wieder. „Danke für alles.“ „Ich danke dir auch. Selbst für deinen Rücken und deine Schulter jetzt. Sie sind schön. Sie machen schöne letzte Minuten.“

Klack.

„Jetzt bin ich die nächste“, wusste Irene. Aber sie regte sich gar nicht, kroch vielleicht noch ein bisschen mehr in Maxi hinein und genoss die Nähe. Sie schaute, soweit sie aus ihrer Position heraus den Platz sehen konnte, noch einmal in die Runde, sah die einzelnen Menschen und verschiedenen Gruppen zusammensitzen, spazieren, miteinander reden, kochen. So wie die vier Tage zuvor, die Irene selbst erleben durfte. Einige Bilder der vergangenen Tage kamen ihr in den Sinn. Sie überlegte, wie oft sie Maxi begegnet war. Mehrmals, bevor sie sich näher kamen. Zunächst war da gar nichts. Eine Bekanntschaft wie viele hier auf dem Platz: Nicht intensiv, aber von Anfang an herzlich und ohne irgendwelche Hemmungen. Was sollten Menschen hier noch voreinander schauspielern? Es war alles nüchtern, ehrlich und dadurch aber intensiver als da draußen in der Welt, wo mensch sich immer als Produkt selbst bewerben muss, um in der Arbeitswelt, Clique, Verwandtschaft oder Öffentlichkeit gute Noten einzuheimsen.

„Maxi?“ „Ja?“ „Ich mag dich.“ „Hmmm ...“ „Was heißt hmmm?“ „Ich will nicht platt antworten. Ich mag hier viele auf dem Platz. Aber du bist schon ein besonders schönes Erlebnis für mich gewesen ... danke, dass du hier warst. Und dass du hier sitzt.“ „Hast du manchmal überlegt, es doch nochmal draußen zu versuchen, wenn du hier raus könntest?“ „Ja, nach dem ersten Tag, da ...“

Freitag, 10.56 Uhr

Klack.

Irene erschrak, obwohl sie doch genau wusste, dass dieser Moment kommen musste. Sie schaute auf die Nummerntafel. Es war ihre Nummer. „Ich gehe jetzt. Ich werde nicht mehr lange leben, aber in den letzten Minuten wirst du in meinem Kopf sein, Maxi.“ „Ich habe ein paar Minuten länger, aber es wird auch so sein bei mir. Ganz gewiss.“ Irene drehte sich um und senkte nun von hinten ihre Stirn auf die Schulter von Maxi. Maxi nahm den Arm hoch und fuhr Irene durch das Haar. Dann stand Irene auf und nahm das wunderschöne Gefühl auf ihre letzten Meter. Als



sie sich der Tür näherte, öffnete sich diese mit dem gewohnten leisen Schnurren und schien Irene verschlucken zu wollen. Doch sie ging nicht direkt hindurch, sondern drehte sich auf der Türschwelle noch einmal um. Der Platz lag vor hier im Vormittagslicht. Verteilt standen, saßen oder gingen die Menschen. Einige Meter vor ihr saß immer noch Maxi und hatte sich kaum bewegt. Sier schaute auf zu Irene und ein Lächeln entstand auf dem vorher lange unbewegten Gesicht. Irene war zu weit weg, um die Träne zu sehen, die nun doch die rechte Wange hinunterlief. ‚Nein‘, dachte sich Irene, ‚Winken ist zu kitschig‘. Sie nickte zweimal – ganz langsam. Dann drehte sie sich um und schritt in den Gang hinter der blauen Tür. Kurz danach fiel diese hinter ihr ins Schloss, sanft und leise. „Herzlich willkommen“, begrüßte sie eine ältere Person. „Bitte folge mir doch.“ „Danke“, murmelte Irene. Sie wusste, dass sie nun etwas erleben würde, was sie nicht kannte, sondern sich nur ausgemalt hatte. Jetzt würde sie erfahren, wie es hinter der blauen Tür aussähe. Aber sie würde das Wissen schnell mitnehmen in irgendeine andere Welt, ins Nichts oder einfach auch gar nicht.

Sie betraten einen kleinen, aber freundlich eingerichteten Raum. Irene sah durch ein Fenster nach draußen. ‚Das müsste die Welt auf der anderen Seite der Mauer sein‘, dachte sie. Über fünf Tage hatte sie die schon nicht mehr gesehen, war gefangen auf dem Platz. Glücklicherweise gefangen. Jetzt war die Zeit vorüber. Irene schaute durch das Fenster. Viel war nicht zu sehen, nur ein paar Meter Wiese mit einigen blühenden Pflanzen. Dann folgten Büsche und Bäume. Der Raum lag etwas höher als die Umgebung und Irene sah schräg nach unten auf die grüne Fläche mit ihren kleinen Farbtupfern. Ein Vogel zog durchs Bild, viel zu schnell, um zu erkennen, wer den Weg von links nach rechts suchte. Ein bisschen hatte der Vogel dabei an Höhe gewonnen, zwei- oder dreimal mit den Flügeln geschlagen, bevor er aus Irenes Blickfeld wieder verschwand. Irene war vielleicht drei Meter vom Fenster entfernt. Links von ihr stand der Tisch, daneben ihr freundlicher Begleiter, der Irene hinter der blauen Tür empfangen hatte.

„Möchtest du etwas trinken?“ Irene erschrak fast. Sie hatte zwei Jahre um ihren Entschluss gerungen. War dann aufgebrochen

dorthin, wo ihr der Schritt in höhere Welten oder ins Nichts – Irene hatte sich da nie festlegen wollen – einfach fallen sollte. Dort hatte sie fünf Tage gelebt, einen davon zusätzlich erbettelt. Diese Tage waren einer der Höhepunkte ihres Lebens, voller neuer Bekanntschaften, Ideen und offener Fragen, denen sich nachzugehen lohnte – aber nicht in der Welt da draußen, in der ihr Körper nicht mehr mitspielte. Ihr Leben sollte hier zu Ende gehen. Die blaue Tür war zugeschlagen. Das war's. Irene hatte ihr Leben gedanklich beendet. Geblieben war nur die Anspannung, wie genau das nun geschehen würde. Angst hatte sie schon lange nicht mehr. Alles hier schien so geregelt, dass es den Menschen gut ginge – warum sollte das zum Abschluss anders sein? Es war gut und zu Ende. Und dann geschah etwas völlig Banales: Irene wurde ein Kaffee angeboten. Sie hätte sich nichts Unpassenderes vorstellen können. Einige Sekunden starrte sie weiter aus dem Fenster, ohne zu antworten. „Jetzt noch?“ suchten und fanden zwei Worte den Weg aus ihrem Inneren. „Ja, warum nicht?“ Irene fand kein Gegenargument und hörte: „Du hast doch Zeit, oder?“ „Naja“, Irene fasste sich langsam wieder. „Vor hab ich nichts mehr.“ Sie musste über sich selbst lachen, drehte sich dann aber zu dem ihr bis eben völlig unbekanntem Menschen um, der mit ihr nun offenbar einen Kaffee trinken wollte. Mit ihr, die gleich tot sein würde – und eigentlich dachte, sie wäre es jetzt schon. „Dann – bitte!“ Ihri Begleiti füllte eine Tasse und stellte sie dort auf den Tisch, wo der Irene am nächsten stehende Stuhl zu finden war. Eine Einladung. Irene setzte sich, nahm die Tasse in beide Hände und verharrte so regungslos.

„Du willst gleich tot sein, oder?“ „Ja. Darum bin ich hier.“ „Du bist ganz entschlossen?“ „Ja, sage ich doch: Darum bin ich hier.“ Die Erinnerung an die Eingangssituation zum Platz wurde wach. Was gab es noch zu diskutieren? Und warum jetzt? „Muss ich mich schon wieder rechtfertigen?“ fragte sie. Der weiter freundlich lächelnde Mensch erkannte den etwas verärgerten Unterton. „Nein“, sagte sie jetzt. „Du entscheidest alles. Wie bisher.“ Beide schwiegen. „Wenn du willst, gehe ich und du trinkst deinen Kaffee allein aus. Niemand wird dann noch irgendetwas verzögern.“ Irene überlegte. Ihri Gegenüber hatte weder den Kaffee angeboten



noch sie hier in den Raum geführt, um dann selbst wieder zu gehen. Das Ganze war kein Zufall. „Warum sitzen wir hier?“ „Wenn du möchtest, antworte ich dir ehrlich.“ „Ja, auf jeden Fall!“ forderte Irene ein. Sie war immer noch ein bisschen wütend, so ungefragt jetzt an diesem Tisch zu sitzen statt tot zu sein. „Gut. Es ist auch ganz einfach.“ Kurze Pause: „Wir haben ja erzählt, dass die Entscheidung, durch die rote Tür auf den Platz zu gehen, nicht mehr rückgängig zu machen ist. Das war uns wichtig. Wir möchten nicht von Menschen missbraucht werden, die ihren Tod als Hilferuf nur inszenieren, aber nicht wirklich wollen.“ Irene nickte. Das konnte sie verstehen. „Aber wir möchten Menschen natürlich nicht festnageln. Schau mal: Zwischen deinem Gang durch die rote Tür und jetzt sind ungefähr vier Tage vergangen ...“ „Fünf“, korrigierte Irene. „Okay, dann fünf ... wieso fünf?“ „Ich habe irgendwann Lust gehabt, noch einen Tag länger auf Eurem schönen Platz zu sein und tatsächlich ein Tauschpartni gefunden.“ „Ach so – ja, das machen wohl einige so.“ „War ziemlich knapp. Beinahe wäre ich jetzt schon einen Tag tot.“ Irene lächelte über das Denkmodell, welches sich in ihrem Kopf festzusetzen begann. Sie saß hier und redete, obwohl sie eigentlich schon tot sein wollte. „Na, um so besser: du hast dann doch selbst gesehen, dass diese Tage da auf dem Platz so einiges bewirken können in einem Menschen. Darum bieten wir allen, die hier durch die blaue Tür gehen, noch einmal die Chance, zu entscheiden.“ „Aha“, Irene überlegte wieder. „Entscheiden sich denn viele um?“ „Nein. Das ist sehr selten. Die Menschen haben sich ja lange Gedanken gemacht vorher – und viele Gründe ändern sich ja auch nicht durch die Erlebnisse da draußen auf dem Platz.“ ‚Guter Satz‘, dachte sich Irene und fühlte sich eingeladen, daran anzuknüpfen: „Ist bei mir auch so.“ Pause. Nachdenken. „Aber ich finde das jetzt ziemlich schwierig. Ich habe das nicht mehr erwartet. Habe mit meinen Gedanken abgeschlossen. Ich bin, naja ... einfach sehr unvorbereitet.“ „Natürlich.“ Wieder schwiegen beide eine Zeit lang. Dann fragte Irene: „Warum ändern Menschen ihre Meinung?“ „Das tun ja nicht viele. Aber bei denen, mit denen ich gesprochen hatte und die dann doch weiterleben wollten, waren es immer solche, die auf dem Platz auf neue Ideen kamen,

plötzlich Pläne zu schmieden begannen – naja, und so weiter. Ich denke, das waren immer Menschen, denen vorher die Lebensenergie fehlte und die sie nun wiedergefunden hatten.“ „Das klingt schön. Wer unheilbar krank ist, kann das wohl nicht erleben.“ „Ja, so ist es wohl.“ „Und was passiert dann, wenn ich mich umentscheide?“ „Du bist frei, zu gehen. Allerdings gilt, dass du zwei Jahre nicht mehr wiederkommen darfst.“ „Warum das?“ „Auch wieder, weil wir nicht missbraucht werden wollen. Wir wollen nicht, dass Leute schnelle Entscheidungen treffen, weil sie wissen, dass sie alles auch schnell wieder umschmeißen können. Das sollen sie dann draußen machen.“ „Hab ich auch gemacht“, murmelte Irene. „Das machen wohl viele lange und immer wieder hin und her. Hat das lange gedauert bei dir?“ „Ja, sehr lange. Fast zwei Jahre.“ Irene berichtete von ihren Entscheidungskämpfen. Sie hatte durch den Unfall viele aus ihrem liebsten Umfeld verloren. Ihre Kinder. Die Lebensgefährtin. Ihr eigener Körper war schwer getroffen. Es gab Menschen, die ihr zu helfen versuchten, wieder ins Leben zurückzukehren. Zu Beginn wollte sie sterben, sofort. Mehrere Versuche, etwas Neues anzufangen, scheiterten. Verzweifelte Phasen von Medikamenten- und Alkoholabhängigkeit wechselten mit hoffnungsvolleren Versuchen und Scheitern. Am Ende wollte sie wieder sterben. Jede Restenergie schien aus ihrem Körper gewichen. Bis sie von den Platz zum Sterben hörte. „Was hast du darüber am Anfang gedacht?“ fragte der Mensch, der jetzt lange zugehört hatte. „Zuerst war mir der Gedanke ziemlich fremd. Aber ich merkte, wie er in mich hineinkroch, sich ausbreitete. Schließlich war er täglich in meinem Kopf.“ „Hast du mit anderen darüber geredet?“ „Ja, klar. Allerdings wurde es einsamer um mich. Mir fehlte die Kraft, mich am Leben meiner Freundin noch zu beteiligen.“ Irene berichtete weiter von ihren ersten Kontakten zu dem Platz, wie sie sich Informationen beschaffte und eine Gruppe fand, die sich gemeinsam vorbereitete. Wiederum mehrere Monate gingen ins Land voller Zweifel. Hunderte Male hatte sie sich umentschlossen – meist in einsamer Denk- und Fühlarbeit, ab und zu mit Freundin oder in Gesprächsrunden. „Aber jetzt bin ich hier. Es reicht. Mir war schon zuviel, dass ich am Eingang in dem kleinen Gebäude vor dem

eingemauerten Platz nochmal alles erzählen musste.“ Ihr Gegenüber schwieg, sah sie an und wartete. Er wartete und Irene ärger- te sich wieder. Warum hatte sie sich auf das Gespräch eigentlich eingelassen? Sie hatte sich fest vorgenommen, nicht noch einmal über alles zu reden. Irgendwie muss es dann doch passiert sein. Wahrscheinlich war ihr Gegenüber recht geübt darin, das so ein- zufädeln. Hier sollten alle nochmal reflektieren – und es nicht merken, dass sie ein bisschen dahin gedrängt wurden. Der Gedanke machte Irene wieder ärgerlich und sie verstummte eine Weile. „Ich wollte nicht zum Reden verführt werden.“ „Entschul- digung, wenn dir das so vorkam.“ „Das macht ihr doch bestimmt mit allen Menschen so, oder?“ „Ja.“ Irene überlegte, ob sie die List der Gesprächsführung weiter kritisieren wollte. Sie hielt ihren Kaffee immer noch in der Hand. Die starke Hitze war aus ihm



gewichen. Irene konnte beide Hände um die Tasse schließen, ohne sich zu verbrennen. Sie schaute auf die schwarze Oberfläche und pustete leicht in die Tasse hinein. Die Oberfläche kräuselte sich. Sie führte die Tasse zum Mund und trank einen Schluck.

Ein Geräusch war zu hören, dann Schritte. Irene schaute Richtung Tür. Die Wand war teilweise verglast, so dass der dahinterliegende Flur sichtbar war. Zwei Menschen kamen vorbei, darunter Maxi. Sier war die Nächste. Würde ihm jetzt auch ein Kaffee angeboten werden – vielleicht einfach einen Raum weiter? Ihre Gedanken gerieten durcheinander. „Du bist immer noch entschlossen?“ Irene versuchte ein letztes Mal, klar zu denken, was aber nur wenig gelang. „Ja“. „Gut, dann werde ich alles Weitere veranlassen und dich nicht länger fragen. Okay?“ „Ja“, sagte Irene wieder nur, ohne von der Tasse aufzublicken.

Irenes Gegenüber war aufgestanden, blieb aber am Tisch stehen. Irene rührte sich nicht. „Ich wünsche dir eine gute Reise.“ „Danke“, murmelte Irene. „Warte hier einfach.“ „Ja“, sagte Irene und war kurz darauf allein. Die Begleiti hatte die Tür hinter sich zugezogen. Auf dem Flur rührte sich nichts mehr. Auf der anderen Seite lag immer noch die Wiese vor dem Fenster. Alles war ruhig. Im Sitzen konnte sie nur noch die hinteren Teile der Blumen und die anschließenden Büsche sehen. Irene fühlte sich leer. Müdigkeit machte sich breit. Gleich würde jemand kommen und sie zu ihrem wirklich letzten Ort führen. Ihr Kopf konnte keine klaren Gedanken mehr fassen. Sie hatte wider Erwarten eine letzte Chance gehabt, das Ende abzuwenden. Das Nachdenken darüber hatte sie mehr verwirrt als ihr lieb war. Jetzt saß sie allein, trank noch einen Schluck vom Kaffee und fühlte die Müdigkeit in sich aufsteigen. ‚Die sollen kommen‘, fluchte Irene in sich hinein. Ich will hier jetzt nicht mehr die Zeit totsitzen. Ihr fielen die Augen zu. ‚Ich werde noch meinen eigenen Tod verschlafen‘, dachte sie. Der Gedanke amüsierte sie ein paar Sekunden lang. Irene schmunzelte, aber dann wuchs wieder die Müdigkeit. Irene lehnte sich zurück. Die Tasse fiel neben ihr auf den Boden. Einige Flecken dehnten sich auf ihrem Hemd aus.



## **Nachbetrachtung zur vierten Auflage**

Siebzehn Jahre nach Erscheinen des Buches „Suizidalien“ ist die Story verfilmt worden. Das indische Bollywood verlangte aber ein anderes, filmgerechtes Ende. Der Autori war nicht mehr zu erreichen. Nach einem längeren Gefängnisaufenthalt verlor sich seine Spur. Gerüchten zufolge soll er von dort in eine geschlossene Abteilung der hessischen Psychiatrie gebracht worden sein. Der von ihm als nicht-kommerziell gegründete Verlag SeitenHieb schmiss die meisten seiner Titel aus dem Programm und residiert heute als umsatzstarker Anbieter von Online-Protestsimulationsspielen in der ehemaligen Projektwerkstatt im mittelhessischen Ort Reiskirchen. Der nun folgende Auszug aus dem Drehbuch durfte mit freundlicher Genehmigung der Revolution Arts Commerce AG in diese Auflage aufgenommen werden.

**Freitag, 10.56 Uhr**

Klack.

Irene erschrak, obwohl sie doch genau wusste, dass dieser Moment kommen musste. Sie schaute auf die Nummerntafel. Es war ihre Nummer. „Ich gehe jetzt. Ich werde nicht mehr lange leben, aber in den letzten Minuten wirst du in meinem Kopf sein, Maxi.“ „Ich habe ein paar Minuten länger, aber es wird auch so sein bei mir. Ganz gewiss.“ Irene drehte sich um und senkte nun von hinten ihre Stirn auf die Schulter von Maxi. Maxi nahm den Arm hoch und fuhr Irene durch das Haar. Dann stand Irene auf und nahm das wunderschöne Gefühl auf ihre letzten Meter. Als sie sich der Tür näherte, öffnete sich diese mit dem gewohnten leisen Schnurren und schien Irene verschlucken zu wollen. Doch sie ging nicht direkt hindurch, sondern drehte sich auf der Türschwelle noch einmal um. Der Platz lag vor hier im Vormittagslicht. Verteilt standen, saßen oder gingen die Menschen. Einige Meter vor ihr saß immer noch Maxi und hatte sich kaum bewegt. Sier schaute auf zu Irene und ein Lächeln entstand auf dem vorher lange unbewegten Gesicht. Irene war zu weit weg, um die Träne zu sehen, die nun doch die rechte Wange hinunterlief. ‚Nein‘, dachte sich Irene, ‚Winken ist zu kitschig‘. Sie nickte zweimal – ganz langsam. Dann drehte sie sich um und schritt in den Gang hinter der blauen Tür. Kurz danach fiel diese hinter ihr ins Schloss, sanft und leise. „Herzlich willkommen“, begrüßte sie eine ältere Person. „Ich heiße Lundi. Bitte folge mir doch.“ „Danke“, murmelte Irene. Sie wusste, dass sie nun etwas erleben würde, was sie nicht kannte, sondern sich nur ausgemalt hatte. Jetzt würde sie erfahren, wie es hinter der blauen Tür aussähe. Aber sie würde das Wissen schnell mitnehmen in irgendeine andere Welt, ins Nichts oder einfach auch gar nicht.

Sie schritten durch einen schmalen, aber in freundlichen Farben gehaltenen Gang. Durch zwei Fenster konnte Irene nach draußen sehen. ‚Das müsste die Welt auf der anderen Seite der Mauer sein‘, dachte sie. Über fünf Tage hatte sie die schon nicht mehr gesehen, war gefangen auf dem Platz. Glücklicherweise gefangen. Jetzt war die Zeit vorüber. „Warum sind dort Gitter vor dem Fenster?“

fragte sie ihre Begleiterin und blieb stehen. Ihr Blick fiel auf einige Meter Wiese mit blühenden Pflanzen. Dann folgten Büsche und Bäume. Der Raum lag etwas höher als die Umgebung und Irene sah schräg nach unten auf die grüne Fläche mit ihren kleinen Farbtupfern. Ein Vogel flog aufgeregt durchs Bild, viel zu schnell, um zu erkennen, wer den Weg von links nach rechts suchte. Irene beugte sich vor und schaute in die Richtung, aus der das Tier kam. Dort näherte sich eine uniformierte Person mit Hund an der Leine. „Warum das?“ Ihre Begleiterin zögerte eine Weile. „Wir sichern uns ab.“ „Warum?“ „Erkläre ich dir gerne“, zeigte der Mensch mit einer einladenden Geste in einen Raum neben dem Flur. Irene folgte und fand sich kurze Zeit später an einem Tisch wieder. „Möchtest du etwas trinken?“ Irene ärgerte sich. „Warum sind da Gitter vor den Fenstern und was soll der Hund?“ Keine Antwort. Stattdessen stellte die Person eine Tasse und zwei Thermoskannen auf den Tisch. „Bitte.“ Die Worte Tee und Kaffee zierten die Kannen, Irene sollte sich entscheiden. „Vor was habt Ihr Angst?“ „Wir haben schlechte Erfahrungen.“ „Was soll das heißen?“ Die Mitarbeiterin des Sterbeplatzes, die sich als Lundi vorgestellt hatte, schritt zum Fenster. Irene sah, dass auch dieses gesichert war, allerdings mit den feinen, heute eher üblichen Fasern im Glas selbst. „Ich darf dir dazu keine Auskunft geben.“ Irene stand auf: „Wie bitte? Was läuft hier ab und was soll das alles?“ Lundi reagierte nicht. „Los, sag was.“ „Nein. Die können uns sehen.“ „Wer die?“ Lundi kam wieder zum Tisch. „Also gut. Guck nicht so auffällig herum. Hier hängen Kameras. Aber keine Mikrofone. Glaube ich jedenfalls.“ Irene starrte sie an. „Der Platz ist eine Gefahr. Die Menschen merken, dass sich auch anders leben lässt. Das soll nicht nach draußen dringen.“ „Aber hier wollen doch alle sterben. Welche Gefahr soll von Menschen ausgehen, die schon fast tot sind?“ Irene verstand nicht. Sie hatte zwei Jahre um ihren Entschluss gerungen. War dann aufgebrochen dorthin, wo ihr der Schritt in höhere Welten oder ins Nichts – Irene hatte sich da nie festlegen wollen – einfach fallen sollte. Dort hatte sie fünf Tage gelebt, einen davon zusätzlich erbettelt. Diese Tage waren einer der Höhepunkte ihres Lebens, voller neuer Bekanntschaften, Ideen und offener Fragen, denen sich nachzugehen lohnte – aber



nicht in der Welt da draußen, in der ihr Körper nicht mehr mit- spielte. Ihr Leben sollte hier zu Ende gehen. Die blaue Tür war zugeschlagen. Das war's. Irene hatte ihr Leben gedanklich beendet. Geblieben war nur die Anspannung, wie genau das nun ge- schehen würde. Angst hatte sie schon lange nicht mehr. Alles hier schien so geregelt, dass es den Menschen gut ginge – warum soll- te das zum Abschluss anders sein? Es war gut und zu Ende. „Meistens ist es auch ruhig. Aber nicht immer.“ „Was heißt das?“ „Es gab in der Geschichte wohl schon zweimal Revolten hier auf dem Platz.“ „Was ist da geschehen?“ „Die Menschen wollten aus- brechen. Wir haben das sehr spät mitbekommen. So wäre es fast gelungen.“ „Wer hat sie gehindert?“ „Beim ersten Mal die Armee. Es gab einige Tote.“ „Echt? Wieso musste jemensch erschossen werden?“ „Weiß ich auch nicht. Ich war da noch nicht hier. Aber ich weiß, dass die jetzt besser aufpassen.“ „Und wie?“ „Wir haben einige Leute. Hast du ja gesehen. Und wir haben Mitarbeitis auf dem Platz, die mithören, was so diskutiert wird.“ Irene schaute stumm. „Leben die da mit?“ „Ja. Es sieht so aus, als wären sie Teil des Ganzen.“ Wieder eine Pause. „Warum erzählst du mir das ei- gentlich? Darfst du das?“ Keine Antwort. Irene seufzte. „Vielleicht dient das auch nur meiner Beruhigung. Ich bin sowieso gleich tot, warum da noch Ärger stiften.“

Ein Geräusch war zu hören, dann Schritte. Irene schaute Richtung Tür. Die Wand war teilweise verglast, so dass der dahinterliegen- de Flur sichtbar war. Zwei Menschen kamen vorbei, darunter die Person, die nach Maxi an der Reihe war. „Warum ...“, überlegte sie laut. „Warum kommt dier nach mir hier rein?“ „Wen hättest du erwartet?“ Irene berichtete von Maxi, dier eine Nummer nach ihr hatte. „Ich kann dir das nicht sagen.“ Schweigen. Dann sprang Irene auf: „Ihr Schweine. Ihr habt mich ...“ Weiter kam sie nicht. Tränen schossen ihr in die Augen und sie fiel auf ihren Stuhl zurück. Ihr Gegenüber trat einige Schritte zurück und ging Rich- tung Tür. „Du bist immer noch entschlossen?“ Irene versuchte, klar zu denken, aber in ihr stiegen nur Wut und Ohnmacht. „Ich werde dann alles Weitere veranlassen. Bitte warte einfach hier.“ Lundi öffnete bereits die Tür, als Irene aufsprang. „Nein“, brüllte sie durch den Raum. Im nächsten Moment schleuderte sie ihre

Tasse in Richtung Lundi. Der Tee spritzte über den Tisch, zog eine bizarre Form auf der weiß gestrichenen Wand, bevor die Tasse am Türrahmen zerschellte. Der Abstand zu Lundi Kopf betrug fast einen halben Meter. „Hör auf“, befahl sie, jetzt auch lauter werdend. Irene ergriff den Stuhl und hob ihn, deutlich stöhnend, über die Kante des Tisches. Lundi schlüpfte durch die Tür und zog diese zu. Irene hörte, dass die Tür verschlossen wurde. Irene schleppte den Stuhl zum Fenster und schlug mit dem Hartkunststofffuß gegen das Glas. Es war nicht einmal ein Kratzer zu sehen. Die Kräfte reichten nicht. Sie setzte den Stuhl ab, sammelte neue Kräfte und schlug erneut zu. Ein kleiner Riss war zu sehen. Sie schlug noch zweimal zu, immer mit Pausen und zunehmend außer Atem. Der Riss verlängerte sich, aber die Drähte hielten die Scheibe sicher zusammen. Zwei Uniformierte stürzten ins Zimmer. Ein Lichtblitz zuckte quer durch den Raum. Irene fiel um wie ein gefälltter Baum. An der Kante der Fensterbank zog sie sich eine kleine Platzwunde am Kopf zu. Ein kleines Rinnsal ihres Blutes floss über die linke Wange. Die Uniformierten, zogen sie auf eine Liege am Rande des Raumes. Irene hörte ihren aufgeregten Worten nicht mehr zu. Gurte wurden festgezurr. Kurze Zeit später war Ruhe. Die Uniformierten verschwanden. Irene versuchte erneut, klar zu denken. Sie dachte an Maxi. Das durfte einfach nicht wahr sein. Sie begann wieder zu weinen, bis die Müdigkeit immer stärker wurde. Niemand kam mehr in den Raum. Irene schloss die Augen und stellte die Gegenwehr ein ...



## Literatur mit Bezug zu diesem Buch

Bergstedt, Jörg (2012): „Freie Menschen in freien Vereinbarungen“, SeitenHieb-Verlag

Gruppe HierarchNIE!: Entscheidungsfindung von unten und Dominanzabbau in Gruppen“, SeitenHieb-Verlag (mehrere Auflagen 2001 bis 2010)

Martin, Noël (2007): „Nenn es: mein Leben“, Von Loeper Literaturverlag

Wiesel, Elie in: „Erinnerung als Gegenwart. Elie Wiesel in Loccum“, Loccumer Protokolle 25/[19]86, S. 157

Wilde, Oscar (189 1), „The soul of man under socialism“, übersetzt: Der Sozialismus und die Seele des Menschen, Diogenes 2003

## Zitate, Gedichte, Geschichten

In diesen Roman sind Gedichte und Geschichten eingebaut worden, die bisher unveröffentlicht waren und vom Autor oder aus seinem Umfeld stammen.

Den ungenannten Autoris danke ich dafür.



## **Mehr Texte und Informationen**

### **Knast**

[www.knast.net](http://www.knast.net)

[www.weggesperrt.de.vu](http://www.weggesperrt.de.vu)

### **Herrschaftskritik und Utopien**

[www.herrschaftsfrei.de.vu](http://www.herrschaftsfrei.de.vu)

[www.hierarchie.de.vu](http://www.hierarchie.de.vu)

### **Wörterbuch der geschlechtsneutralen Rechtschreibung**

<http://annaheger.wordpress.com/pronomen/>

[www.projektwerkstatt.de/gender/download/  
geschlechtslose\\_artikel.pdf](http://www.projektwerkstatt.de/gender/download/geschlechtslose_artikel.pdf)

# Weitere Romane im SeitenHieb-Verlag

## Die Aliens sind unter uns

### Herrschaft und Befreiung im demokratischen Zeitalter

Einige arbeiten hart, andere machen hartnäckig Karriere. Einige wenige profitieren und viele Rädchen im System halten es am Laufen. Alle wissen es, aber dennoch beschreiten wir weiterhin einen Weg, der diesen Planeten nur kaputt machen kann. Aber warum funktionieren die bestehenden Herrschaftssysteme?



Welche Mechanismen stecken dahinter? Gibt es geheime Strippenzieher? Sind wir von Aliens unterwandert? Oder sind am Ende wir alle auf eine bestimmte Art und Weise Aliens, die den uns umgebenden Wahnsinn immer und immer reproduzieren?



## Hinter den Laboren

Es ist ein alter Menschheitstraum: Nicht zu altern und nicht zu sterben. Mit einer bahnbrechenden Entdeckung in den Laboren der Spezialfirma BioGeronto scheint er Wirklichkeit zu werden. Doch Komplikationen treten auf. Die Technik wird teuer - und es bedarf der Forschung an Embryonen. Gesellschaftlicher Widerstand regt sich - üblicherweise kein Problem für moderne Firmenmanager\_innen. Denn soziale Bewegungen sind hand-zahm geworden. Doch diesmal verläuft die Sache anders. Die Branche gerät unter Druck - und macht Fehler. Laborbaustellen werden besetzt, dann zerstört. Die Polizei nimmt ihre Gegner\_innen auch zu leicht. Und muss lernen. Eine Sonderkommission ermittelt. Das Drama nimmt seinen Lauf. Zwischen Spurensicherung, Vernehmungen, öffentlichen Debatten und Strippenziehen hinter den Kulissen der Finanzförderung entwickelt sich ein Krimi der besonderen Art. Glauben Sie ja nicht, die phantastische Erzählung könnte irgendetwas Wahres enthalten.



Message in a Bottle versteht sich als Einladung, eine gegenwärtige und lebendige anarchistische Praxis zu entwickeln. Individuelle Ausbrüche aus der Verwertungslogik, Ladendiebstahl, Massenproteste, sowie direkte Aktionen, aufständische Perspektiven und eine anarchistische Auseinandersetzung mit den herrschenden Verhältnissen sind die Grundlage dieser Einladung. Basierend auf Texten des CrimethInc.-Kollektivs (aus den USA) wird hier eine aktuelle und anschlussfähige widerständige anarchistische Praxis und Theorie aufgezeigt.

Warum müssen wir, trotz all des technischen Fortschritts, mehr arbeiten als je zuvor? Wie kommt es, dass je härter wir arbeiten, wir letztendlich im Vergleich zu unseren Bossen umso ärmer werden? Warum konzentrieren sich die Leute einzig darauf, ihre Jobs zu retten, wenn die Wirtschaft zusammenbricht, obwohl eigentlich von vornherein keine\_r die Arbeit mag? Kann der Kapitalismus ein weiteres Jahrhundert der Krisen überstehen?

